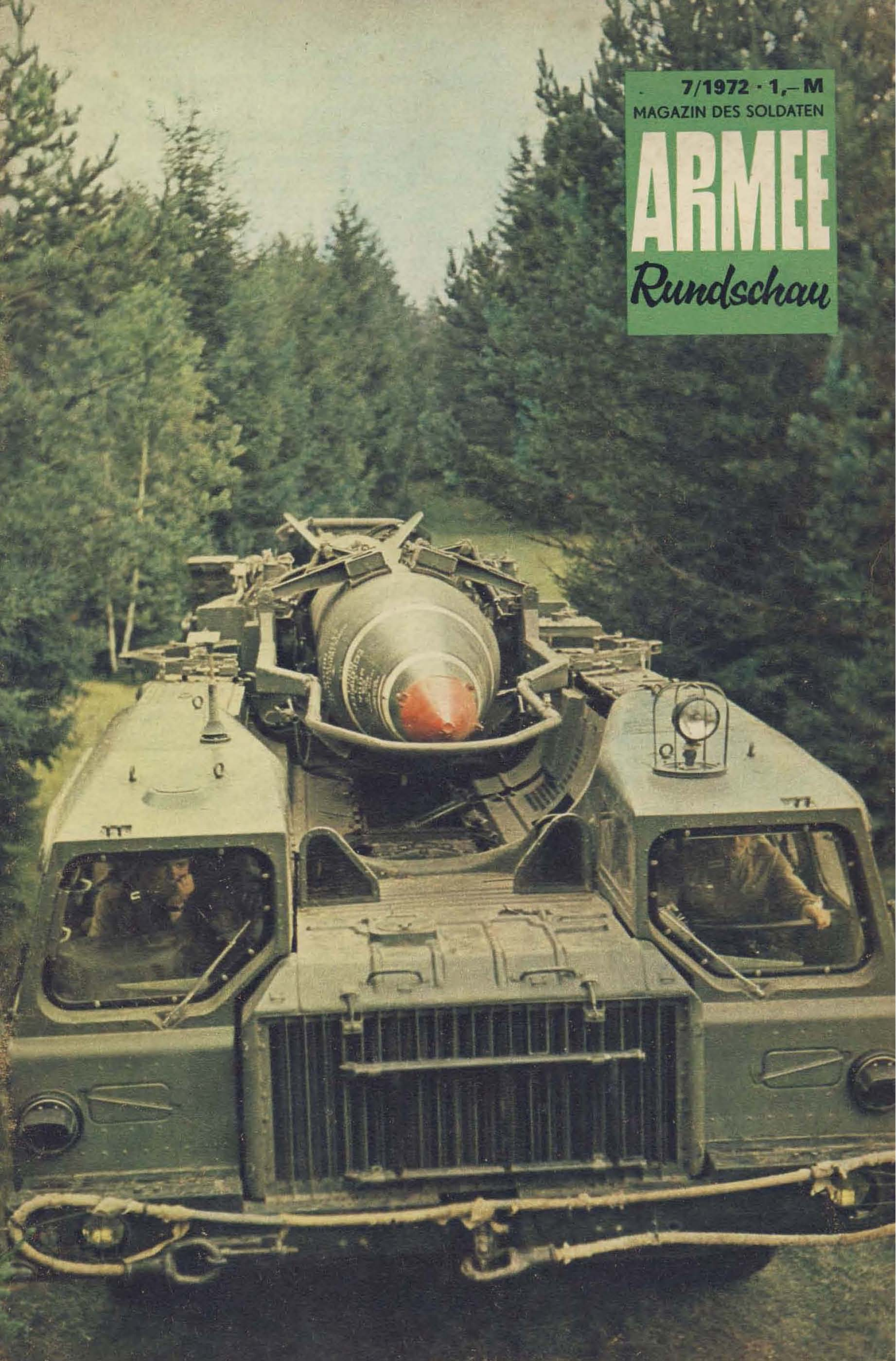

7/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau

GROSSFAHNDUNG 5000.- MARK Belohnung!



28

8

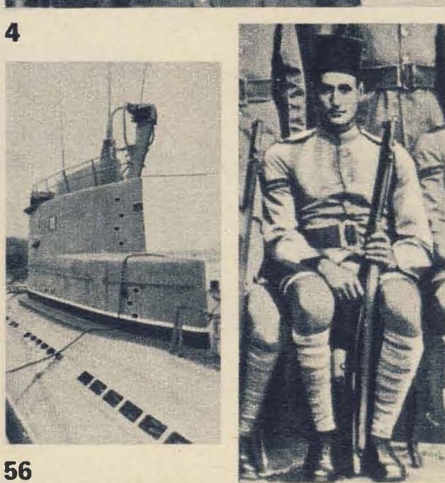


82

66



4



56

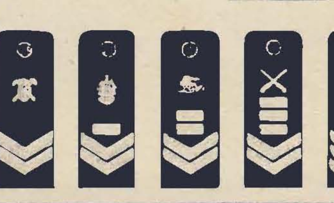
72

INHALT

4 Mit klingendem Spiel
8 21 Fragen an den Verteidigungsminister
16 Anekdoten
18 Klug gekommen und was dazu gelernt
21 Freedays Erblindung
32 Im Haus mit der Antenne
37 Buch/Film
38 Postsack
42 Militärtechnische Umschau
44 Die schwarzen roten Flecke
50 Gehorchen – 1. Soldatenpflicht
53 Der Ruf nach Uebelgünne
56 U-Boote im Schwarzen Meer
60 Typenblätter
62 Bevor ein Maistru „principal" wird
66 Im Hafen von Sewastopol
72 Morgenröte über dem Nil
80 AR International
82 Vor den Rekorden die Erinnerung
88 Technik-Porträt: strategische ballistische Rakete
90 Soldaten schreiben für Soldaten
92 Für's Wasser feste Balken



50



62

Unser Kompaniechef teilt nur die besten Unteroffiziere als UvD ein. So kommen einige billig weg, andere werden überlastet.

Unteroffizier Gerd Hahn

Wie ich gehört habe, wird verlangt, daß die Soldaten auch im Sommer lange Unterhosen tragen. Warum eigentlich?

Andreas Janischewsky





Und das schmeckt Ihnen nicht. Zu Recht.
Nun gibt es natürlich nirgends Unteroffiziere nach Einheitsmaß. Dafür sind Menschen eben Menschen und verschieden im Charakter, in ihrer Lebensauffassung und Lebenserfahrung, in ihrer sittlichen und moralischen Reife, in ihrem Temperament oder in ihren Kenntnissen und Fähigkeiten. Zudem ist es für einen neunzehn-, zwanzigjährigen Unteroffizier gewiß nicht leicht, Vorgesetzter zu sein, sich Autorität zu erwerben und gegenüber den gleichaltrigen Soldaten durchzusetzen, hohe Forderungen zu stellen, erzieherisch wirksam zu werden oder jederzeit Disziplin und Ordnung zu gewährleisten. Und dennoch wird all das mit Recht von ihm verlangt. Vor allem muß er diese Maßstäbe zuerst an sich anlegen, weil eben sein Verhalten auch Maßstäbe setzt für die ihm Unterstellten. Die Soldaten gehen berechtigt davon aus, daß der Fordernde das Verlangte selbst praktiziert. Doch damit hat so mancher Unteroffizier seine Schwierigkeiten.
Aber gerade dann ist es pädagogisch falsch, ihn von Bewährungsproben fernzuhalten. Wie soll er lernen, seine Verantwortung als Unteroffizier vom Dienst wahrzunehmen und dessen Pflichten zu erfüllen, wenn er nie als solcher eingesetzt wird? Wie soll er beweisen, daß er Vertrauen verdient, wenn ihm keins entgegengebracht wird? Muß es bei diesem Herangehen an die Dinge, besser: an die Menschen, nicht dazu kommen, daß er an sich selber zu zweifeln beginnt und folglich immer weniger in der Lage sein wird, seine Aufgaben zu bewältigen? Und muß nicht auch, wie Sie schreiben, im Unteroffizierskorps der Kompanie Unlust entstehen und ein Gefühl, daß hier mit zwei unterschiedlichen Ellen gemessen wird? Das aber führt letzten Endes zu Schwierigkeiten in der Kollektivbildung, in der Persönlichkeitsentwicklung und im einheitlichen Auftreten der Unteroffiziere.
Umgekehrt wird ein Schuh draus: Der Mensch wächst mit den Forderungen, die an ihn gestellt werden. Das betrifft auch jene, die der UvD zu erfüllen hat. Sicher kann es dabei passieren, daß er diese oder jene Sache beim ersten oder zweiten Mal noch nicht so gut, genau, schnell und pünktlich erledigt wie es vielleicht sein sollte. Eben deswegen müssen ihm seine Vorgesetzten helfen. Gewiß, das macht Mühe. Da muß man sich etwas mehr Zeit nehmen, um den Genossen einzuweisen. Da ist gründlichere Anleitung nötig. Und man muß öfter mal nach dem Rechten sehen und die Erfüllung einzelner Aufgaben kontrollieren.
Der Weg ist schwieriger, komplizierter. Aber es ist der einzig richtige – für die Erziehung der Unteroffiziere zu verantwortungsbewußten Kommandeuren und für die Gefechtsbereitschaft. Die Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied. Das sollte Ihr Kompaniechef überdenken.

*

Sie haben richtig gehört.

Und nun fragen Sie: Heißer Sommer und winterwarme Unterwäsche – ist das nicht ein Paradoxon?

Mir scheint, nicht.

Für den Soldaten gibt es auch bei 30 Grad plus kein Hitzefrei. Im Interesse unserer Landesverteidigung kann es für die Armee keine Sommerferien geben. Die Ausbildung muß weitergehen. Mit vollem Pensum und mit hoher Belastung, die den realen Gefechtsbedingungen so nahe wie möglich kommt. Das ist, wie Sie wissen werden, kein Zuckerlecken, sondern harte und schwere Arbeit, die viel Schweiß kostet.

Und darum geht es.

Die Felddienstuniform ist nicht dazu geeignet, den Schweiß aufzusaugen. Beispielsweise, weil sie wasserabstoßend gefertigt ist. So enthält sie unter anderem Polyester- und Polyamidfasern; die Spezialkleidung der Kradfahrer und Panzermänner besteht sogar aus gummiertem Gewebe. Also braucht es wollene Unterwäsche, die diese Aufgabe erfüllt und den Körperschweiß aufnimmt. Ohne lange Unterhosen und Unterhemden mit langem Arm würde sich der Soldat bald die Haut an Armen und Beinen aufscheuern, es könnten Ekzeme oder andere Hautkrankheiten entstehen. Folglich hat die Anordnung ihren guten (hygienischen) Grund. Sie dient der Gesundheit des einzelnen wie der Kampfkraft des militärischen Kollektivs – gerade auch im heißen Sommer.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Mit klingendem Spiel

Von Oberst
Musikdirektor
Heinz Schulz









Schon von fern ist das Dröhnen der großen Trommel zu hören. Ihr Schlag übertönt noch alle anderen Instrumente und dringt zuerst an unser Ohr. Dann vernehmen wir mehr und mehr die übrigen Instrumente. Melodischer wird der Klang und eindringlicher. Das klingende Spiel läßt uns instinktiv den Takt mitklopfen. Die Füße bewegen sich von selbst im Marschtritt, wenn die Trompeten schmettern, die Posaunen schallen, die Flöten jubilieren und die Trommeln rasseln. Das Musikkorps marschiert auf!

Kein geringerer als Ludwig van Beethoven war es, der den Satz prägte: „. . . die Musik muß Feuer aus dem Geiste des Mannes schlagen.“

Das trifft ganz besonders auf die Militärmusik zu. Kein militärisches Zeremoniell, ob



Großer Zapfenstreich, Großer Wachaufzug, ob Parade oder Vereidigung junger Soldaten, kann auf die Würze Militärmusik verzichten. Sie erzeugt die gehobene Stimmung, die nicht nur die beteiligten Kompanien erfaßt, sondern die auch auf den Beobachter und Zuschauer überspringt. Militärmusik, das bedeutet Exaktheit, Gleichmaß der Bewegung, Disziplin und Ordnung.

Spielmannszug und Musikkorps, das sind die beiden Komponenten der Militärmusik, die sich im Spiel die „Bälle" zuwerfen. Die Pfeifer (Hornisten) und Trommler (Tamboure) „locken" mit ihrem Spiel die Musiker zum Einsatz. So nennt es der Fachmann. Nach dem „Locken" beginnt das Musikkorps mit Klang und Schall. Der Spielmannszug bildete







den Ausgangspunkt der geschlossenen Militärmusik. Trommeln und Pfeifen, zunächst Signalmittel, hatten die Aufgabe, die Truppen zum Angriff anzutreiben. Mit durchdringenden Trommelwirbeln und Rhythmen, die immer schneller wurden, spornten sie die Soldaten an. Auf dem Marsch sorgten Pfeifen und Trommeln für den Takt und das Marschtempo. Die Pfeifen waren die Begleitmusik. Die Stärke des Spielmannszuges war recht unterschiedlich und richtete sich oft nach dem Geldbeutel des Obristen.

Der Weg vom einfachen Signalblasen oder -trommeln bis zur heutigen ausgefeilten Militärmusik ist gleichzeitig der Entwicklungsweg der

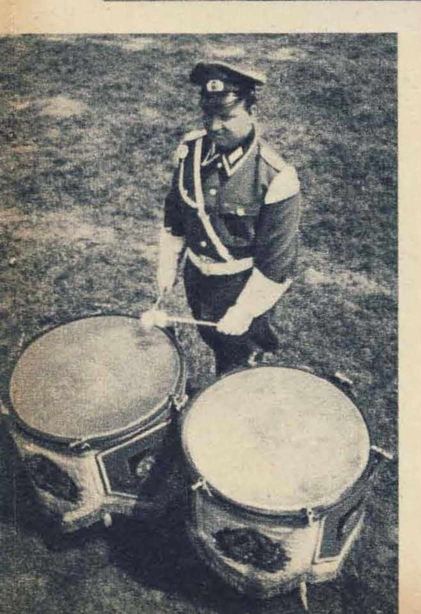






Musikinstrumente. Jahrtausende vergingen, bis die Blasinstrumente die uns bekannten Formen und Klangfarben erreichten.
Als älteste Vorläufer der klingenden Hohlkörper aus Holz und Messing können Tierknochen angesehen werden. Mit einem Anblasloch versehen, entlockte der Mensch diesen „Pfeifen" erste Töne. In der lateinischen Bezeichnung „tibia", Flöte, erkennen wir den ursprünglichen Namen für





Röhrenknochen wieder. Auch Bambus und Schilf dienten zur Herstellung flötenartiger Instrumente. Mehrere verschieden lange Röhrchen zusammengefügt, ergaben ein Instrument, das die Interpretation von unterschiedlichen Tonfolgen erlaubte. Es war die Panflöte.
So bildeten sich aus den primitiven Formen nach und nach die vielfältigen Blasinstrumente mit ihren Charakteristika und Klangfarben heraus. In der Entwicklung der Militärmusik nahm die Trompete einen besonderen Platz ein. Sie ist eines der ältesten Instrumente der Kriegs- oder Feldmusik.
Nach dem Klang der Salpinx, wie die Griechen die Trompete nannten, soll schon die Reiterei Athens exerziert haben. Überliefert ist der Einsatz eines Trompetenkorps beim Angriff in der Schlacht. Die Chronik berichtet von griechischen Trompetern, die gleichzeitig zwei Salpinx bla-

Fortsetzung auf Seite 15

Acht AR-Leser besuchten den Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, und stellten im Namen ihrer Kollektive





21 FRAGEN an den

Als Minister haben Sie täglich große und wichtige Entscheidungen zu treffen. Was ist dabei am schwierigsten?

Das Schwierigste ist immer, über Menschen zu entscheiden, da dort die Verantwortung am größten ist. Eine Entscheidung des Ministers kann die Menschen optimistisch stimmen, ihnen aber auch viel Sorgen bereiten. Das darf der Minister nie vergessen oder übersehen.

Welche Entscheidung in Ihrem Leben ist Ihnen am schwersten gefallen?

Vor den schwersten Entscheidungen stand ich in Spanien. Und zwar immer dann, wenn ich meine Einheit in den Kampf führen mußte, der für eine ganze Reihe Genossen den Tod bedeutete. Ich glaube, das sind im Leben eines Kommandeurs die schwersten Entscheidungen. Einerseits wollte ich alle Menschen schonen, andererseits mußte ich alles tun, um den mir und meiner Einheit gestellten Kampfauftrag zu erfüllen. Das heißt, ich mußte die Menschen dort einsetzen, wo es für den Sieg notwendig war, und nicht dort, wo sie geschont wurden. Solche schweren Entscheidungen kann man nur tragen, wenn man selbst bereit ist, all das auf sich zu nehmen, was man befiehlt. Wenn man selber nicht dazu bereit ist, darf man solche Entscheidungen nicht fällen.

Was lesen Sie am liebsten?

Ich lese leidenschaftlich gern. Vor allem viel Soldatenliteratur: Memoiren sowjetischer Heerführer oder Romane über Armeeprobleme. Ich kenne natürlich auch die Werke von Goethe, Schiller, Heine, Gogol, Tolstoi, Gorki. Da ich lange in der Sowjetunion gelebt habe, lese ich sowjetische Literatur auch im Original. Ab und zu nehme ich mir auch einen Krimi vor.

Welche Erkenntnisse für Ihr weiteres Leben haben Sie aus Ihrem Kampf in den Internationalen Brigaden gewonnen?

Vielleicht die wichtigsten, die ich in meinem Leben sammeln konnte. In Spanien stand ich zum ersten Mal vor der Frage, für die Sache, für die ich als Kommunist gesprochen und illegal gearbeitet hatte, auch mit der Waffe zu kämpfen. Die Erkenntnis daraus: Ein Kommunist muß für seine Sache alles zu geben bereit sein – auch das eigene Leben. Die zweite Erkenntnis: Ich habe zum ersten Mal in der blutigen Praxis des Krieges die große Kraft der internationalen Solidarität kennengelernt. In unserer Brigade gab es neben Deutschen auch Spanier, Holländer, Skandinavier, Franzosen, Marokkaner. Wir waren mehr als zehn Nationalitäten, aber alle waren wie ein Mensch; zwar verschieden in ihrem Aussehen, ihren Lebensgewohnheiten, verschieden in der Sprache, der Mentalität und im Charakter, aber einig in der Bereitschaft, für die Sache der Arbeiterklasse und des Fortschritts zu kämpfen. Und die dritte Erkenntnis: Wenn die Arbeiterklasse unter Führung ihrer Partei die Macht erobert hat, muß sie alles tun, um diese Macht auch militärisch zu sichern und zu erhalten. Das hat mir gerade auch bei der Mitarbeit am Aufbau der Nationalen Volksarmee unserer Republik geholfen.

Verteidigungsminister

Wie sieht eigentlich Ihr Arbeitstag aus?

Zu meinen Kommandeuren sage ich immer: Wer zu lange und zu viel arbeitet, kann seine Arbeit



JOACHIM HERMERSDORFER
Gefreiter

Wie kann der Soldat Politik machen? Inspektion ohne Vorwarnung?



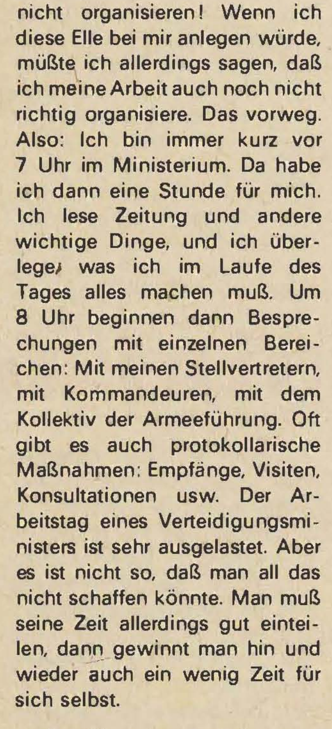
PETER STEPHAN
Lehrling

Ist Kritik in der Armee erlaubt? Was halten Sie von Beat?



HILMAR PRIETZEL
Unterfeldwebel

Ihre schwerste Entscheidung? Wie kann ich ein guter Genosse werden?



nicht organisieren! Wenn ich diese Elle bei mir anlegen würde, müßte ich allerdings sagen, daß ich meine Arbeit auch noch nicht richtig organisiere. Das vorweg. Also: Ich bin immer kurz vor 7 Uhr im Ministerium. Da habe ich dann eine Stunde für mich. Ich lese Zeitung und andere wichtige Dinge, und ich überlege, was ich im Laufe des Tages alles machen muß. Um 8 Uhr beginnen dann Besprechungen mit einzelnen Bereichen: Mit meinen Stellvertretern, mit Kommandeuren, mit dem Kollektiv der Armeeführung. Oft gibt es auch protokollarische Maßnahmen: Empfänge, Visiten, Konsultationen usw. Der Arbeitstag eines Verteidigungsministers ist sehr ausgelastet. Aber es ist nicht so, daß man all das nicht schaffen könnte. Man muß seine Zeit allerdings gut einteilen, dann gewinnt man hin und wieder auch ein wenig Zeit für sich selbst.

Haben Sie schon mal einen Truppenteil ohne Vorwarnung inspiziert?

Selbstverständlich. Denn das ist auch nötig, um sich ein klares Bild von der Gefechtsbereitschaft zu verschaffen. Aber ich muß zur Ehre der Soldaten und ihrer Kommandeure sagen: Es gibt auch bei überraschenden Besuchen selten einen Reinfall. Das spricht für das Verantwortungsbewußtsein, mit dem in den Truppenteilen gearbeitet wird. Und es spricht für den kritischen Blick, den die Genossen dort selbst haben.

Und was sagen Sie zu dem Großreinemachen, das einsetzt, wenn Ihr Besuch angekündigt ist?

Ich halte das für normal und einfach für eine Frage der Höflichkeit. Schließlich macht man das ja in der eigenen Wohnung auch, wenn man Besuch erwartet. Gar nichts halte ich allerdings davon, wenn man dabei überspitzt oder übertreibt. Ich weiß, daß unsere Soldaten dafür ein sehr feines und gesundes Gefühl haben und kein Verständnis dafür aufbringen, wenn mancher Vorgesetzte „den Eichhörnchen am liebsten die Schnurrbärte verschneiden" möchte. Das offensichtlich von einem Spaßvogel erdachte Kommando: „Alles auf die Bäume,





PETRA NEUMANN
Oberschülerin

Wie sieht Ihr Arbeitstag aus? Haben Mädchen auch NVA-Perspektiven?

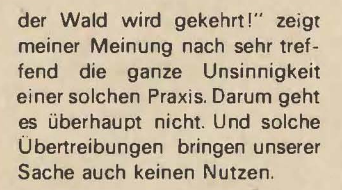
PETER GLÄSER
Lehrling

Ist es schwer, Kommunist zu sein? Haben Sie Kontakt zu Soldaten?



WOLFGANG BÜRGER
Soldat

Welche Rolle spielte Aufenthalt in UdSSR? Was lesen Sie am liebsten?



der Wald wird gekehrt!" zeigt meiner Meinung nach sehr treffend die ganze Unsinnigkeit einer solchen Praxis. Darum geht es überhaupt nicht. Und solche Übertreibungen bringen unserer Sache auch keinen Nutzen.

Ich bin Kandidat der SED, Sie sind Mitglied des Zentralkomitees. Was würden Sie mir raten: Wie kann ich ein guter Genosse werden?

Das Wichtigste scheint mir, sich in ein festes Kollektiv einzufügen. Ein Kommunist allein auf weiter Flur, das ist kein Kommunist. Ein guter Genosse wird man nur in einem größeren Kreis von Menschen, wo man sich täglich auseinandersetzen muß; zum Beispiel mit der Disziplin, denn das ist auch eine politische Frage. Man muß also in einem Kollektiv stehen, dort seinen Standpunkt vertreten, seine Pflichten vorbildlich erfüllen und sich im täglichen Dienst bewähren. Zweitens darf man nie aufhören zu lernen. In seinem Beruf, vor allem aber in den Gesellschaftswissenschaften. Und das dritte: Man soll nicht versuchen, ein so feiner Mensch zu werden, daß die anderen sagen: „Mit dem kann man ja nichts anfangen!" Und man muß immer versuchen, kritisch zu sein, sich eine eigene Meinung, einen klaren und festen Standpunkt bilden und lernen, diesen auch konsequent, offen und ehrlich zu vertreten.



Ist es schwer, Kommunist zu sein?

Ich meine, es ist nicht schwer. Man muß ein richtiger Mensch sein, mit allen guten und schlechten Seiten eines Menschen. Wir Kommunisten sind doch keine Idealmenschen, und wir wollen auch nichts Besonderes sein. Wir wollen nur besonders sein, indem wir besser arbeiten, ganz



UWE PUDRAS
Oberschüler

Welche Erkenntnisse aus Spanien? Was sagen Sie zum FC Frankfurt (Oder)?



JÖRG KRAUSS
Gefreiter

Wie kann Polit interessanter werden? Was heißt kurzer Haarschnitt?

bewußt die Welt verändern und auf Arbeiterart umkrempeln. Sonst wollen wir genau solche Menschen sein wie alle anderen auch – die lachen können und weinen. Ich habe auch manche Dummheit gemacht in meinem Leben, aber ich habe sie nie bereut, denn auch aus ihnen kann man Schlußfolgerungen ziehen.

Haben Sie als Minister auch direkten Kontakt zu Soldaten?

Das schon, aber leider nicht immer in dem Umfang, wie ich es mir wünschte. Dazu hat ein Minister in seinem Verantwortungsbereich und auch als Regierungsmitglied zu viele Aufgaben. Aber trotzdem komme ich natürlich auch mit Soldaten zusammen: Bei Besuchen in der Truppe, bei Übungen, in der Ausbildung oder bei solchen „Interviews" wie heute. Ich halte diesen Kontakt für sehr wichtig. Er hilft mir als Minister, das Leben der Armeeangehörigen besser kennenzulernen, mich mit den Problemen der Soldaten vertraut zu machen und auch von ihnen zu lernen. Ein Verteidigungsminister, dem das Leben und die Probleme der Soldaten fremd sind, wäre ein schlechter Verteidigungsminister.

Wie hat Ihnen „Der Regimentskommandeur" von Walter Flegel gefallen?

Sehr gut. Und obwohl ich die Truppenteile unserer Armee ganz gut kenne, hat mir das Buch viele Denkanstöße gegeben. Es gibt darin interessante und wichtige Probleme, die auch mir zu neuen Erkenntnissen verholfen haben. Ich habe dem Genossen Flegel nur eines gesagt: „Warum schreiben Sie nicht über die mot. Schützen?"

Gleich eine Frage dazu: Gibt es eine Waffengattung, auf die Sie Ihr Hauptaugenmerk richten?

Eigentlich nicht. Und trotzdem: Wer ist auf dem Gefechtsfeld der hauptsächliche Träger der Kampfhandlungen? Wer führt den unmittelbaren Kampf? Wer besetzt das gegnerische Territorium? Das sind die mot. Schützen und die Panzersoldaten. Trotzdem bevorzuge ich keine Waffengattung oder Teilstreitkraft, weil nur das Zusammenwirken aller den Sieg bringt. Aber in der Publizistik, in der Literatur und im Film kommen mir die mot. Schützen oftmals zu kurz weg. Deshalb möchte ich hier doch eine Lanze für sie brechen.

Welche Rolle spielte der Aufenthalt in der Sowjetunion für Ihre Entwicklung?

Das Erlebnis Sowjetunion war das entscheidende in meinem Leben. Nicht nur, weil ich als deutscher Arbeitersohn erstmals die Gelegenheit hatte, den Marxismus-Leninismus gründlich (an der Leninschule in Moskau) zu studieren. Entscheidend war, daß ich das, wofür ich bisher gearbeitet, gelernt und gekämpft hatte, nun als handgreifliche Wirklichkeit vor mir sah und erlebte: Die Liebe, mit der die sowjetischen Menschen an dem neuen Staat hingen, den sie selbst erkämpft und aufgebaut hatten. Der Fleiß, die Ausdauer und der Optimismus, mit dem sie oft unter den schwierigsten Bedingungen arbeiteten und dabei nie den Sinn ihres Tuns aus dem Auge verloren. Und der Elan, mit dem sie sich all das Wissen aneigneten, das sie brauchten, um die Macht im Interesse und zum Nutzen der Arbeiterklasse und aller anderen Werktätigen im ersten sozialistischen Staat der Erde ausüben zu können. Ich lernte ukrainische Bauern kennen, die noch in einfachen Katen lebten und unter großen Mühen das schreckliche Erbe überwanden, das ihnen der Zarismus hinterlassen hatte. Aber in ihren Hütten fand ich die Werke von Goethe, Schiller, Heine, Marx und Engels. Und daran, wie sie lebten und arbeiteten, erkannte ich, daß diese einfachen ukrainischen Bauern diese Bücher nicht nur lasen, sondern sich auch mit Erfolg darum bemühten,

Aus meinem Leben

Soldat Wiedner, Gudrun Reinhardt, Gefreiter Baschke, Bernd Nöller, Detlev Streich, Soldat Brettschneider, Christine Lindner und viele andere Leser des Soldatenmagazins baten um einige biografische Angaben aus dem Leben des Kommunisten und Internationalisten Heinz Hoffmann. Auch darauf antwortete er.

Am 28. November 1910 wurde ich in Mannheim geboren. Mein Vater war Metallschleifer. In den Mannheimer Motorenwerken erlernte ich von 1925 bis 1928 den Beruf des Maschinenschlossers. Durch die Erziehung im Elternhaus und unter dem Einfluß der Kollegen im Betrieb fand ich schnell zur Arbeiterbewegung und wurde als Fünfzehnjähriger Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes. Damit war ich natürlich noch längst kein Kommunist. Aber ich wollte einer werden. Deshalb studierte ich nach Feierabend und in den wöchentlichen Zirkelabenden den Marxismus-Leninismus. Das erste, was ich las, war das „Kommunistische Manifest". Natürlich lernten, kämpften wir nicht nur, sondern wir wanderten auch und trieben Sport. Die Jahre im KJVD waren nicht leicht, aber sie formten mich und gaben meinem Leben einen tiefen Inhalt. 1930 trat ich dann, und auch das war ganz folgerichtig, in die KPD ein; bald darauf begann meine Tätigkeit als hauptamtlicher Parteifunktionär. Es war eine Zeit harter Klassen- und manchmal auch sehr handgreiflicher Auseinandersetzungen mit den immer frecher auftretenden faschistischen Horden. Von 1933 bis 1935 arbeitete ich illegal. Dann emigrierte ich auf Beschluß der KPD in die UdSSR. Dort hatte ich erstmals die Möglichkeit, gründlich den Marxismus-Leninismus zu studieren. Doch ich hatte kaum damit begonnen, da bedrohte



der Faschismus die junge spanische Republik. Ich meldete mich freiwillig zu den Internationalen Brigaden, wo ich als Zugführer, Kompanieführer und Polit-Kommissar des „Hans-Beimler-Bataillons" kämpfte. Im Juli 1937 wurde ich schwer verwundet. Zwei Jahre später kam ich wieder in die Sowjetunion und setzte mein Studium fort. Nach dem Überfall des Hitlerfaschismus auf die UdSSR arbeitete ich als Lehrer an einer Antifa-Schule; ich half mit, den verblendeten deutschen Soldaten die Augen zu öffnen und den richtigen Weg an der Seite des Volkes zu zeigen. In der Silvesternacht 1945/46 kehrte ich nach Deutschland zurück. Ich war zunächst als Mitarbeiter im Parteivorstand und dann als Sekretär im Landesvorstand der SED Berlin tätig. 1949 kam ich zu den bewaffneten Organen – als Vizepräsident der Deutschen Verwaltung des Innern, wo ich für die politische Arbeit in der Deutschen Volkspolizei verantwortlich war. Vom III. Parteitag der SED wurde ich zum Kandidaten und 1954 zum Mitglied des Zentralkomitees der SED gewählt. Von 1955 bis 1957 ging ich nochmal zur Schule und absolvierte die Generalstabsakademie in Moskau. Danach wurde ich 1. Stellvertreter des Ministers für Nationale Verteidigung und Chef des Hauptstabes der NVA. Seit 1960 bin ich Minister für Nationale Verteidigung.

mühselig Erlerntes in die Tat umzusetzen. Ich habe damals und auch später während des Großen Vaterländischen Krieges viele sowjetische Menschen kennen und lieben gelernt. Und immer wieder lernte ich von ihnen Neues, fühlte mich aufs Neue zu ihnen hingezogen. Kurz: Das Erlebnis Sowjetunion und ihrer prächtigen Menschen war für mich entscheidend und hatte nachhaltigen Einfluß auf mein ganzes späteres Leben. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Als ich Soldat wurde, ist mir das Gehorchen am schwersten gefallen. Was ist Ihrer Meinung nach das Schwerste in der Armee?

Für den jungen Mann, der zur Armee einberufen wird, ist die Umstellung auf das militärische Leben sicher das Schwierigste. Aber ebenso sicher ist es ganz gut, wenn er lernt, auf eigenen Füßen zu stehen und sich unterzuordnen. Wenn ich andere führen will, egal ob in der Armee oder als Lehrausbilder oder in irgendeiner anderen Funktion, dann muß ich lernen, selbst zu gehorchen. Das ist gewiß sehr schwer. Und ich verstehe das. Als ich von zu Hause wegging, hat meine erste Quartiermutter, bei der ich illegal untergebracht war, zu mir gesagt: „Wenn ich deine Mutter wäre, dann hätte ich dir aber die Ohren langgezogen. Du schmeißt alles 'rum! Da wird nichts richtig eingeräumt!" Da habe ich angefangen, für mich selbst zu sorgen. Also, das ist schon eine gute Sache fürs Leben, wenn man lernt, sich unterzuordnen, Disziplin und Ordnung zu halten. In der Armee ganz besonders, denn sie kann nur existieren und ihre Aufgaben erfüllen, wenn es Befehle gibt und wenn diese Befehle ausgeführt werden. Und man muß immer daran denken, daß die Befehle nicht irgendeiner Laune entspringen, sondern gegeben werden im Interesse der Arbeiterklasse, zur Verwirklichung der Grundinteressen der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes.

Wie kann der einfache Soldat Politik machen?

Zunächst einmal, in dem er seine Pflichten als Soldat vorbildlich erfüllt. Vor allem aber muß er wissen, für wen er die Waffe trägt, wem er dient: Der Arbeiterklasse, unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat, unserer Partei. Davon ausgehend, muß er selber Stellung beziehen und das als richtig Erkannte mit aller Konsequenz vertreten. Damit macht er große Politik und damit hilft er, den Krieg zu verhindern.

Haben eigentlich auch Mädchen eine Perspektive in der NVA?

Selbstverständlich. Wenn auch keine ausgesprochen militärische. Im Nachrichtenwesen haben wir z. B. viele tüchtige Mädchen, die sehr gut arbeiten und natürlich auch eine entsprechende Qualifikation erhalten. Ebenso gibt es im medizinischen Dienst weibliche Armeeangehörige, sogar einen Oberst. Sie – oder muß ich sagen: „Er"? – ist Ärztin. All das bestätigt nur, daß auch die Arbeit unserer Frauen für die sozialistische Landesverteidigung sehr bedeutungsvoll ist.

Als Soldaten sollen wir einen kurzen Haarschnitt tragen. Jedoch wird das sehr unterschiedlich ausgelegt. Was verstehen Sie darunter?

Einen modernen Haarschnitt, der sauber und gepflegt ist. Und zwar einen, der zumindest die Ohren und die Augen offen- und der einen festen Sitz der Schutzmaske zuläßt. Meinetwegen kann das auch ein Rundschnitt sein. Ich verstehe darunter also nicht, daß etwa die Haare bis eine Koppelbreite über die Ohren runtermüssen.

Der Motor unserer Entwicklung sind die Widersprüche. Ihre Lösung erfolgt vor allem dadurch, daß man sich ausein-

andersetzt und nicht mit dem zufrieden gibt, was ist. Das aber heißt, kritisch sein. Inwiefern kann das der Soldat in der Armee, auch gegenüber Vorgesetzten?

Wir haben in unseren Dienstvorschriften verankert, daß die Meinung des Soldaten gehört werden muß. In seinem Kampfkollektiv hat der Soldat das Recht, ja sogar die Pflicht, seine Meinung zu sagen. Aber nicht



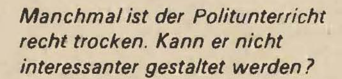
gegen Befehle. Das geht nicht. Ich kann darüber diskutieren, wie sich Befehle besser, effektiver durchführen lassen. Ich kann auch in der Partei- oder FDJ-Versammlung sagen, der Befehl hätte besser, konkreter, durchdachter sein können. Aber zunächst muß ich den Befehl ausführen. Anders kann es nicht sein, sonst wird jedes Gefecht, jede Schlacht verloren. Wenn ich eine Befehlsdiskussion zulasse, gefährde ich das Leben vieler Menschen. Also, Kritik ja – in der Parteiorganisation, in der FDJ-Organisation, auch gegenüber dem Kommandeur und auch gegenüber dem Minister. Aber Befehle müssen ausgeführt werden. Da gibt es keinen Abstrich.

Was halten Sie von Beat?

Ich halte von allem viel, was den Menschen Freude macht. Dazu gehört auch die moderne Tanzmusik. Früher habe ich mich mal darüber aufgeregt. Aber erstens habe ich einsehen gelernt, daß meine Aufregung nichts nützt, und zweitens: Warum soll sich die Jugend nicht auch an Beat erfreuen? Entscheidend ist doch, daß die jungen Menschen, unsere Armeeangehörigen gut arbeiten und ihre Pflichten erfüllen. Und um gut zu arbeiten, muß man auch einmal lustig und ausgelassen sein können.

Was sagen Sie zum FC Frankfurt/Oder?

Es gibt ja manche, die jetzt fürchterlich auf „Vorwärts" schimpfen. Ich verstehe das nicht. Die „Vorwärts"-Mannschaft war innerhalb von zehn Jahren sechsmal Meister; es gibt keine andere Mannschaft, die das geschafft hat. Jetzt haben wir die Mannschaft etwas umgestellt, haben sie verjüngt. Das bringt Probleme mit sich. Ich muß sagen, ich bin eigentlich ganz zufrieden. Ich hatte nicht erwartet, daß „Vorwärts" einen guten Mittelplatz belegt. Ich bin mir sicher, in zwei Jahren sind sie wieder voll da.



Manchmal ist der Politunterricht recht trocken. Kann er nicht interessanter gestaltet werden?

Ganz sicher kann er das und sollte es auch. Nur ist das nicht so einfach. Die Politschulung wird von jungen Offizieren geleitet, die nur wenig älter sind als die Soldaten. Sie haben meistens weder genügend Lebens- noch Partei- oder Klassenkampferfahrungen, daß sie souverän sind und die Schulung lebendig machen können. Für sehr wichtig halte ich es, daß sich der Schulungsgruppenleiter viele Verbündete schafft. Wenn ich, als Zugführer Hoffmann beispielsweise, in meinem Zug einen Diplom-Philosophen hätte wie es hier der Soldat Bürger ist, dann würde ich sagen: „Morgen machen Sie mal die Schulung!" Das schadet meiner Autorität überhaupt nicht. Wie oft sage ich als Minister: „Tut mir leid, die Frage kann ich nicht beantworten, da muß ich mich selber erstmal erkundigen." Schadet das meiner Autorität? Nein. Wir haben doch in der Armee viele gebildete, kluge und erfahrene junge Männer, die man heranziehen kann zur Klärung bestimmter Fragen und Probleme. Da vergibt sich der Vorgesetzte überhaupt nichts. Wir sollten uns vielmehr bemühen, diese Potenzen für die Gestaltung einer interessanten, lebensnahen, streitbaren Politschulung zu nutzen.



Fortsetzung von Seite 7

sen konnten. Bei der Belagerung von Argos ließ König Herodes mehrere dieser Instrumente blasen und griff bei deren lauten Schall den eingeschüchterten Feind an. Die Trompete ist noch heute das ausgesprochene militärische Musikinstrument.

Die Spartaner kämpften unter den Klängen der Doppeloboe, dem Doppelaulos.

Die Auletik, die Kunst des Aulosblasens, stand im alten Hellas auf hoher Stufe. Besonders bei militärischen Aufzügen, bei Wettkämpfen und Waffentänzen glänzten die Aulosbläser.

Von den Römern kennen wir verschiedene metallene Blasinstrumente: Die gerade Tuba, die Bucina – die Vorgängerin der Posaune – und das bronzene Horn, cornu genannt. Die Tubicines, die Tubabläser, waren im Signalwesen sehr geschätzt. Die Hornisten wiederum hatten im römischen Heer eine bevorzugte Stellung inne. Sie standen an der Seite des Feldherrn und trugen das kurze Schwert. Bei Triumphzügen marschierten diese Cornicines vorn neben dem Feldzeichen. Neben diesen Instrumenten ist auch die Lyra zu den Kriegsmusikinstrumenten zu zählen. Die Kreter hatten für ihr Heerwesen Lyraspieler ausgebildet, die die Truppen auf dem Marsch und in den Krieg begleiteten.

Über allen aber stand stets die Trompete. Den Feldtrompetern und Heerpaukern wurden z. B. im Dreißigjährigen Kriege besondere Rechte eingeräumt. Sie erhielten auf dem Reichstag zu Regensburg 1630 Privilegien, die sie über die Feldtrommler, Feldpfeifer und Schalmeier erhoben. Sie entwickelten richtige Zünfte, und niemand außer ihnen durfte die Trompete blasen. Den Nachwuchs an Trompetern erzogen sie selbst. Ihre Signale, die ohne Noten erlernt wurden, waren „GVS". Die Herren Trompeter waren beritten, trugen Federhüte und reichverzierte Kleidung. Ihre Trompeten waren mit wappenbestickten Tüchern geschmückt.

Laut Trompeterprivileg durfte „. . . kein ehrlich Trompeter bey Verlirung der Kunst mit denen Gauklern, Thürmern oder bey den Glückshäfen und dergleichen blasen. . . Die Trompeter haben Macht, krafft ihres Privilegii und der Observanz, allen Thürmern in allen Territorii, wo sie sich außerhalb ihres Thurmes mit der Trompete betreten lassen, das Blasen und Exerciren zu verwehren."

Auch durften die Trompeter nur vor Fürsten, Grafen und Rittern blasen. Aber nicht in Schenken, Bier- und Weinhäusern oder vor dem „Pöbel". In diesen Trompeterprivilegien wird der Klassencharakter der Militärmusik, der eng mit dem Klassencharakter der Armee zusammenhängt, deutlich. Erst nachdem sie nach und nach abgeschafft waren, gelangte auch die Trompete in die Musikkorps der Fußtruppen.

Trompeten, Tuben, Posaunen und Hörner, also das „Blech", bilden heute den Kern der Militärmusik. Sie werden ergänzt durch die Holzblasinstrumente wie Flöten, Oboen, Fagotte und Klarinetten. Musikalisch gestützt wird das Ganze vom Schlagzeug, den Pauken und Trommeln. Alle diese Instrumente – unsere Beispiele zeigten es – entstammen dem militärischen Nachrichten- und Signalwesen. Sie sind typisch für unsere Militärmusik.

Woher kommen aber die anderen Musikinstrumente, die Becken (auch als Tschinellen bekannt), die Triangeln oder der Schellenbaum? Sie gehören doch ebenso zum Bild eines modernen Musikkorps, und das nicht erst seit drei Tagen.

Diese Instrumente wurden von den türkischen Heeren übernommen. Deshalb nannte man auch das Infanterie-Musikkorps lange Zeit wegen seiner Besetzung Janitscharenmusik. Die Janitscharen des türkischen Sultans hatten seinerzeit bereits geschlossene Armeekapellen. Ihre Instrumentierung bestand aus Flöten, Schalmeien, viel Schlagzeug (Zimbeln, Tamtam, Becken, Kesselpauken und dem „Mond").

Als Mond wurde der heutige Schellenbaum bezeichnet. Der halbmondförmige Querbalken gab ihm den Namen. Der Schellenbaum ist die Fahne, das Wahrzeichen eines Musikkorps. Er wird nicht gespielt, sondern vorangetragen. Seine Glöckchen und Sterne klingeln beim Marsch. Sein Träger braucht Kraft, immerhin wiegt das Gerät 30 kg; der Doppelschellenbaum mehr als 50 kg!

Die moderne Militärmusik (als Marsch- und Orchestermusik) ist ein Kind der Neuzeit. Sie vereint in sich ursprüngliches aus der Kriegs- und Feldmusik der Völker mit den nationalen Elementen der Musik.

Unsere Militärmusiker künden mit ihren Trompeten oder Fanfarenstößen nicht „Ritterlich Personen" an. Sie wirken mit spezifischen Mitteln der Musik, durch die Gestaltung ihrer Programme im Sinne der bewaffneten Kraft der Arbeiterklasse. Sie tragen so zur Erfüllung des militärischen Klassenauftrages der Soldaten bei.



ANEK

In einer sehr verkehrsreichen Straße Londons war über dem Eingang des dort befindlichen Rekrutierungsbüros der Armee ein Plakat angebracht: „Kommt zu den Fallschirmjägern! Es ist viel weniger gefährlich, aus einem Flugzeug zu springen als diese belebte Straße zu überqueren.“ Am anderen Tag hatte jemand mit Kreide und in Großbuchstaben folgenden Satz an die Hauswand des auf der Straßenseite gegenüber gelegenen Gebäudes geschrieben: „Ich wäre ja ganz gern gekommen, aber es war mir zu gefährlich, die Straße zu überqueren.“

Ein Soldat bekommt von seiner Freundin ein Foto geschickt, wo zwei Paare engumschlungen auf einer Bank sitzen und sich zärtlich anschauen, während sie selbst ganz allein daneben sitzt und traurig vor sich hinstarrt. In dem beiliegenden Brief schreibt sie: „So verbringe ich einsam die Zeit und warte auf Dich.“ Zunächst ist der Soldat stolz und zeigt allen Kameraden das Foto und den Brief. Aber als er abends im Bett liegt und noch einmal darüber nachdenkt, zuckt er plötzlich zusammen, macht seinen Bettnachbarn munter und flüstert: „Ich möchte bloß wissen, wer sie da fotografiert hat?!“

Ein Nazifunktionär besichtigt eine Volkssturmeinheit in Berlin. Er bleibt vor dem ältesten Teilnehmer stehen und fragt ihn: „Na, Sie haben bestimmt schon Ihre 70 auf dem Buckel, nicht wahr?“ „Mehr, ich bin schon 80,“ lautet die stolze Antwort. „Mann, da müssen Sie ja schon im 1. Weltkrieg dabei gewesen sein?“ „Nein, ich war nie kriegsverwendungsfähig



und außerdem schon über das Wehrdienstalter hinaus."



Der Bordarzt eines Truppentransporters begegnet einem Soldaten, dem die Seekrankheit sehr zu schaffen macht. Um ihn etwas zu trösten, sagt er: „Kopf hoch! Das geht vorüber. Sterben werden Sie deswegen nicht." – „Auch das noch", stöhnt der Soldat, „glauben Sie mir, ich hoffte, ich stürbe und wäre erlöst von dem Übel. Dieser Gedanke war das einzige, was mich noch am Leben gehalten hat."



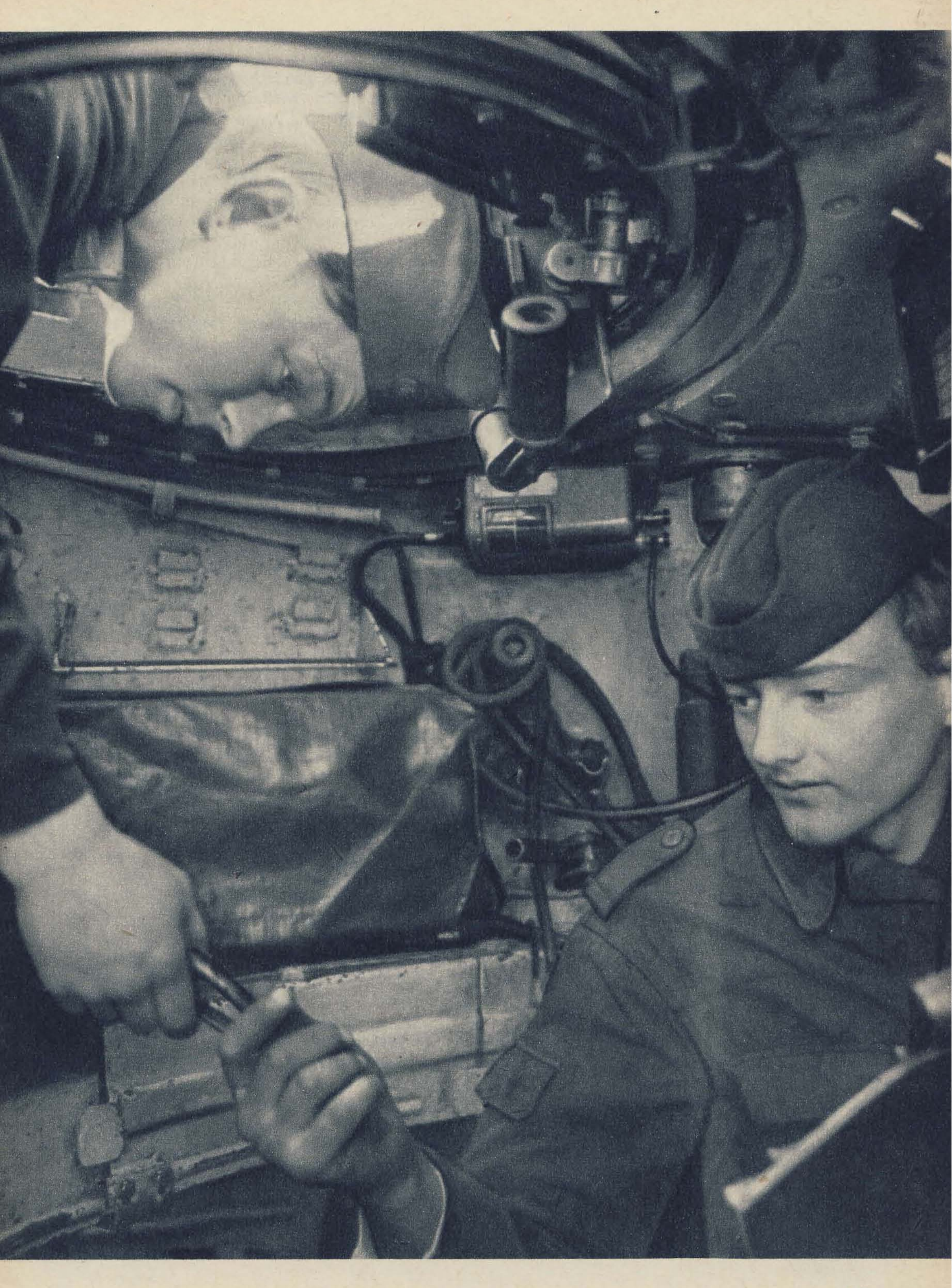
Auf einer Ingenieurschule für Verkehrswesen wird ein Schüler im Fach Rangieren von Zügen geprüft. Der Prüfer formuliert die Aufgabe:

„Angenommen, Sie erhalten die Meldung, daß zwei vollbeladene Munitionszüge aufeinanderzurasen und in wenigen Minuten an Ihrem Bahnhof zusammenzustoßen drohen. Was tun Sie da?"
Ich versuche, den einen Zug auf ein Nebengleis zu leiten".
„Unmöglich, die Nebengleise sind durch Bomben zerstört."
„Dann stelle ich eben rote Fahnen auf."
„Nützt nichts, es ist Nacht."
„So nehme ich rote Signallampen."
„Sind nicht verfügbar. Das Depot ist zerstört."
„Ich benutze improvisierte Signale, z. B. nehme ich alles an Brennbarem wie Papier, Mobiliar, Kleidungsstücke usw. und zünde es an."
„Sie haben keine Streichhölzer. Was nun?"
Für einen Moment ist der Prüfling unsicher, dann sagt er: „In dieser Situation lasse ich das gesamte Personal vor dem Bahnhof antreten."
„Weshalb das?"
„Um die Unglücksstelle abzusperren, damit die Feuerwehr genug Spielraum hat."

Illustration:
Horst Bartsch

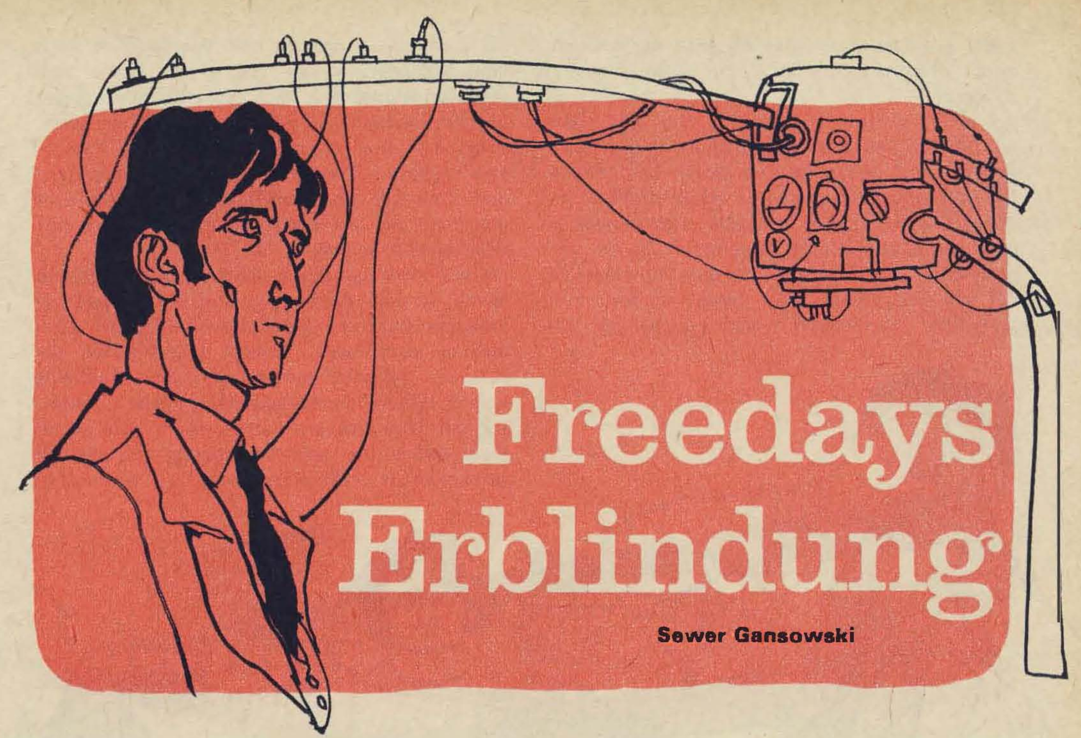
Klug gekommen und was dazu gelernt

„In allen Fragen ist auf ihn Verlaß." So urteilen die Vorgesetzten. Seine Genossen sagen, er sei „Kumpel". Dabei ist der Gefreite Wolfgang Müller eigentlich nur einer, der die einmal übernommene Aufgabe möglichst gut erfüllen will. Er selbst macht davon kein Aufhebens, für ihn ist das eine Selbstverständlichkeit. Es scheint sogar, daß sich die Vorgesetzten schon an seine guten Leistungen gewöhnt haben. Jedenfalls erinnert sich heute kaum noch jemand an Wolfgangs eigentlich nicht ganz so guten Start.
Wolfgang Müller kam in das Bataillon und wurde Ladeschütze auf dem Panzer des Bataillonskommandeurs. Als Jüngster war er natürlich für die anderen ein „Schlitz", also einer, der nicht richtig „durchsieht". So ergeht es schließlich jedem Neuling mal, und nicht nur bei den Panzern. Und obendrein wurde er noch gehänselt, weil er dem „Alten" öfter die Brötchen schmierte. Erklärlich, denn von allen Besatzungsmitgliedern hat der Ladeschütze noch die meiste Zeit. So ist es kein Wunder, daß der Neunzehnjährige sich gegen solchen Schimpf wehrte und ab und an bockig wurde, mitunter auch mal an der falschen Stelle...
Wenn so eine Panzerkolonne durch das Gelände rollt, ist das, was man durch den schmalen Sehschlitz und den unwahrscheinlichen Staub noch sieht, recht beeindruckend. In Rudeln, d. h. Kompanieweise schieben sich die stählernen Kolosse vorwärts, hinterlassen Qualm, Dreck und breite Kettenspuren. Als Neuling klammert man sich an den Lukendeckel, hat Angst, daß der Panzer seine Kanone am nächsten Hügel jeden Augenblick in den Sand steckt und bewundert rückhalslos die Sicherheit, mit der der Kommandant auf dem „Dicken" sitzt und dem Fahrer seine Kommandos gibt: „Rechts, links, gerade!"
Unter den kritischen Augen der Schiedsrichter vom Stab passieren die Panzer noch eine kleine Wasserfurt, und schließlich „Halt!". Die Zugführer besichtigen gemeinsam mit dem Kompaniechef die vorgesehenen Stellungen für ihre Züge. Das bedeutet für die Soldaten eine kleine Rauchpause. Nur einer hat dann noch Dienst; der Ladeschütze im Panzer des Bataillonskommandeurs. Wolfgang Müller hält die Funkverbindung mit dem Kommandeur des Truppenteils aufrecht, leitet ankommende Befehle weiter. Wenn die Umstände es erfordern, sitzt er auch noch nachts um drei auf seinem Posten, kämpft mit dem Schlaf und der Versuchung, die drückende Panzerhaube nur mal für einen Augenblick abzunehmen. Doch das darf nicht sein. Da wäre das Bataillon von der Umwelt praktisch abgeschnitten, wenn vielleicht auch nur für kurze Zeit. Also heißt es für Wolfgang Müller härter zu sein als der eigene Schädel. Und Wolfgang Müller hat einen harten Schädel, vor allem sich selbst gegenüber. Selbstbewußt besann er sich seiner guten Ausbildung im Edelstahlwerk Freital. In der Siemens-Martin-Grube hatte er gelernt, harte Arbeit zu leisten. Mit gutem Erfolg erwarb er seinen Facharbeiterbrief. Was er dort bewältigt hatte, mußte doch auch hier bei der Armee zu schaffen sein, sagte er sich. So gab sich Wolfgang Müller große Mühe, um seine Ladeschützenfunktion sicher ausführen zu können. Nicht nur in der Gefechtsausbildung,



sondern auch bei der Militärischen Körperertüchtigung in der Freizeit trainierte er eifrig, um auf die geforderte Schnelligkeit zu kommen. Sein ständiges Üben zahlte sich aus. Es brachte ihm die Perfektion und die Kraft, mit der 30 kg schweren Granate schnell zu hantieren.
Je sicherer er seine Funktion beherrschte, desto mehr Zeit und Gelegenheit fand er auch, seinem Richtschützen auf die Hände zu sehen und „abzugucken". Ihn interessierte mehr und mehr, wie das vor sich ging mit dem Richten und Schießen. Lernte er zunächst nur mit den Augen, so löcherte er den Richtschützen bald auch mit allerlei Fragen: „Läßt man auch bei der Kanone das Ziel aufsitzen wie bei der MPi? Wann hält man ins Zentrum? Warum legt man 200 m zu bzw. bricht um 200 m ab?"
Wie freute er sich, als er bei Beginn des zweiten Diensthalbjahres zu einem Ausbildungslehrgang für Richtschützen geschickt wurde. Sein Lernhunger sollte gestillt werden. Jetzt hing es weitgehend von seinem Reaktionsvermögen, vom Fleiß und von der Auffassungsgabe ab, mit welchem Ergebnis er den Lehrgang abschloß. Bei Wolfgang Müller ging es nach Ansicht seiner Vorgesetzten sehr schnell und unkompliziert vor sich. Er hatte ja schon in die Schießlehre hineingerochen, kannte sich an der Visiereinrichtung aus und wußte, was bei einem Kurzschuß zu tun ist.
Desto enttäuschter war er, als er nach dem Lehrgang trotzdem weiter Ladeschütze blieb. Im Panzer des Bataillonskommandeurs.
„Sie werden nachrücken, wenn der alte Richtschütze nach Hause geht", erklärte ihm der Kommandeur, der gleichzeitig sein Kommandant war. Das tröstete Wolfgang Müller. Und es spornte ihn an, sich weiter anzustrengen. Bald legte er die Bedingungen für das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Bronze ab, schoß sich die Schützenschnur und errang das Sportleistungsabzeichen in Gold.
Das Bestenabzeichen, das er sich als Ziel gesetzt hatte, bekam er noch nicht. Dafür wurde er vorzeitig zum Gefreiten befördert. Warum? Darauf weiß er selbst keine Antwort zu geben. Doch es gibt eine Antwort, und sie zeigt eigentlich sehr anschaulich, daß Wolfgang Müller diese Auszeichnung ehrlich verdient hat.
Im Frühjahr 1972 schieben sich wieder die Panzer durch das sandige Gelände, hinterlassen Qualm und Dreck. Diesmal sitzt der Ladeschütze aus dem Kommandeurspanzer an der Visiereinrichtung eines anderen Kampfwagens und beobachtet scharf das Gelände vor sich, wartet auf den Feuerbefehl des Kommandanten. Heute soll er sich in seiner neuen Funktion, auf die er sich so sorgfältig vorbereitet hat, bewähren. Als Richtschütze sprang er für einen erkrankten Genossen ein. Er weiß, daß dabei eine besondere Verantwortung auf seinen Schultern liegt, denn er darf nicht versagen, wenn die Kompanie ihre guten Ergebnisse vom letzten Gefechtsschießen wiederholen will.
Also ruhig Blut und genau zielen! Jetzt wird er den „alten Hasen" mal zeigen, was ein „Schlitz" leisten kann. Den ganzen Lehrgang über hat er sich auf diesen Augenblick gefreut, ihn herbeigesehnt, aber ebenso auch gefürchtet. Von wegen Brötchenschmierer! Wenn ein Stahlwerker sich etwas vornimmt, wird es auch was.
Das Resultat zu vermelden ist nach so viel Vorschußlorbeeren beinahe überflüssig: Mit der Durchschnittsnote 1,3 kam die Kompanie an die Spitze im Truppenteil. Gefreiter Wolfgang Müller schoß seine Aufgabe mit der Note eins, obwohl er bei der Vorbereitung auf das Schießen noch die Ausbildung als Ladeschütze mitmachen mußte.
Aber deswegen solle man doch kein Aufsehen um seine Person machen, meint der Gefreite. Und wenn schon fotografiert werden müsse, dann bitte die ganze Truppe.
Aufsehen möchte auch der Kompaniechef nicht um den Gefreiten Müller machen. Doch er weiß, was er von ihm zu halten hat, daß er sich auf ihn jederzeit verlassen kann. Als Hauptmann Müller vor einiger Zeit die Komapanie übernahm und es galt, die militärische Disziplin und Ordnung zu festigen, da war der damalige Soldat Wolfgang Müller eine seiner stärksten Stützen in der Kompanie.
Auch in diesem Punkte ist er also ein verläßlicher Soldat geworden. Abgesehen von der Lebenserfahrung und der Reife, die die Armeezeit vermittelt, erzieht sie die jungen Männer auch zur Ordnung. Ordnung ist das halbe Leben. Auch im Beruf und in einer späteren Ehe kann man sie ganz sicher brauchen.
Im Moment hat Wolfgang Müller in dieser Hinsicht noch keine festen Pläne, noch nicht mal eine Freundin hat er, wie er sagt.
Im Herbst wird Wolfgang Müller wieder nach Hause zurückkehren und bei seinen Eltern wohnen. Heiratsfähige Mädchen in Freital und Umgebung sollten dann zusehen, ob sie ihm nicht irgendwo begegnen können. Vielleicht in einer Bibliothek, wo er sich weiter seine geliebten Kriminalromane ausleihen wird, oder im Theater in Dresden bei einer Opern- oder Operettenaufführung, oder auch im Rudolf-Harbig-Stadion, wenn Dynamo Dresden spielt... Wie gesagt, es lohnt sich. Ordnung kann er bereits jetzt halten. Eine gewisse Zeit lang allerdings kann es passieren, daß er nicht immer die Muße findet, tanzen zu gehen. Dann wird er über Büchern sitzen. Er möchte nämlich ganz gerne einen Meisterlehrgang besuchen. Und daran sollte man ihn nicht hindern, im Gegenteil.

Uffz. d. R. Klaus Müller



Freedays Erblindung

Sewer Gansowski

Ich kannte Freeday seit langem. Eigentlich waren wir Landsleute, dann gingen wir zum Studium, besuchten die gleichen Vorlesungen und wohnten sogar zwei Semester lang zusammen in einem Zimmer. Viele hielten ihn für talentiert. Ehrlich gesagt, ich glaube nicht an dieses Geschwätz von Talent und Genialität. Wenn von großen Entdeckungen die Rede ist, so war doch dabei zu neunzig Prozent der Zufall ausschlaggebend. Nehmen wir zum Beispiel das Penicillin. Wäre in Alexander Flemings Tasse mit der Kultur nicht zufällig Schimmel geraten, gäbe es heute noch kein Penicillin, und an Fleming selbst dächten wir nicht mehr als an den vorjährigen Schnee. Im großen und ganzen fand ich Freeday jedoch sympathisch. Er tat mir sogar leid nach der Geschichte mit Natty. Die Sache ist die, daß Freeday keinen großen Erfolg bei Mädchen hatte. Wie dem auch sei, zu unserer aller Erstaunen verliebte sich Natty Paels, die beste Partie in unserer Stadt, in Freeday. Von meinen Kommilitonen wären viele nicht abgeneigt gewesen, sich mit ihr zu verloben, daß ihre Wahl jedoch auf Freeday gefallen war, grenzte in unseren Augen an kompletten Schwachsinn. Deshalb finde ich es auch ganz richtig, daß plötzlich jener Brief auftauchte. Als Natty und Freeday dazu übergingen, sich jeden Tag zu treffen, und man schon munkelte, zwischen ihnen wäre alles abgesprochen, schickte jemand dem alten Paels einen Brief, in dem behauptet wurde, Freeday sei erblich belastet, da sein Vater den Verstand verloren habe. Obwohl der Brief anonym war, prüfte der alte Paels die Sache nicht nach, sondern schickte seine Tochter kurzerhand nach Europa.

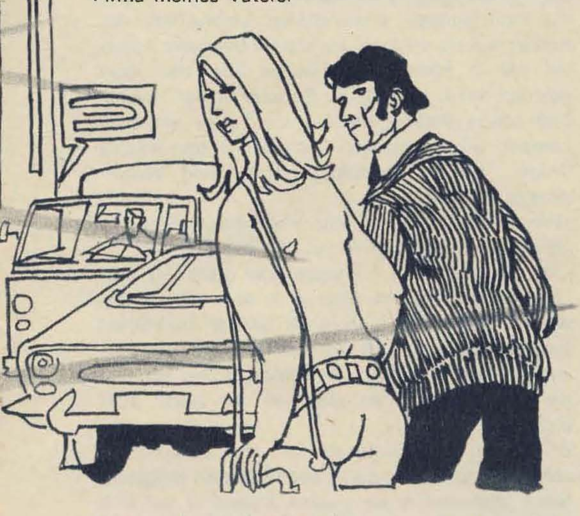
Seine erste Entdeckung machte Freeday . . . oder besser gesagt: auf seine erste Entdeckung stieß Freeday, als er im achten Semester war. Seine zweite „Entdeckung" brütete Freeday in meinem Beisein aus. Wir waren damals im zehnten Semester und hatten gerade unser gemeinsames Zimmer bezogen. Eines abends ging ich zu Freeday ins physikalische Labor, um mir von ihm den Schlüssel zu holen – meinen hatte ich irgendwo verbummelt. Freeday saß über einer Zeichnung, die er selbst angefertigt hatte. Sie stellte auf buntem Feld intermittierende streng konzentrische Kreise dar. Bei längerem Hinsehen glichen sie einer Spirale, betrachtete man sie dagegen flüchtig, sahen sie wie Kreislinien aus, was sie auch wirklich waren. Freeday beleuchtete die Zeichnung mit einem Lichtblitz und beobachtete dabei, wieviel Zeit nötig war, bis das Auge eine Spirale statt der Kreislinie sah. Seine Augen waren schon müde, und er bat mich einige Male, auf die Zeichnung zu gucken, während er sie mit Lichtblitzen unterschiedlicher Dauer beleuchtete. Dann sagte er, er verfüge über ein Gerät, das noch präziser die Zeit bestimmen könne, die das Auge brauche, um die tatsächlich vorhandene Darstellung anstelle der nicht vorhandenen wahrzunehmen. Diese Zeitspanne nannte er „Trägheitsgröße der Sehkraft", und er nahm an, daß sie bei jedem Menschen unterschiedlich sei. Das

Gerät ist heute in der Medizin unter der Bezeichnung: „Trägheitsindikator nach Basker-Freeday" bekannt.
An jenem Abend gingen wir, über das Gerät diskutierend, zu uns aufs Zimmer, und Freeday skizzierte mir das ganze auf einem Blatt Papier. Die ganze Nacht debattierten wir über die Zeichnung, und ich glaube, ich habe auch einiges zu ihrer Vervollkommnung beigetragen. In der vorgesehenen Konstruktion gab es eine Schwierigkeit, mit der wir zuerst nicht fertig wurden. Fünf Varianten, die Freeday vorschlug, verwarf ich, die sechste aber erschien mir, wie übrigens auch ihm, zufriedenstellend. Wir waren beide zum Umfallen müde, was mich nicht hinderte, gegen Morgen festzustellen, daß es nicht schlecht wäre, wenn wir *unser Produkt* noch heute im Patentamt registrieren ließen. Freeday war einverstanden. Ich muß sagen, ihn interessierte überhaupt immer nur die rein wissenschaftliche Seite dieses oder jenes Problems.
Ich will nicht verhehlen, daß sich an der Fakultät Neider fanden, die behaupteten, ich eignete mir Freedays Entdeckungen unrechtmäßig an. Aber das ist nicht wahr. Erstens zeigte schon die Tatsache, daß ich Freedays Gedanken so mühelos begriff, daß ich genausogut hätte darauf kommen können. Und zweitens hatte Freeday viele seiner Geistesblitze nur seinem Umgang mit mir zu verdanken. Er erzählte mir etwas und berauschte



sich dann selbst daran. Ich würde sagen, der Funke entzündete sich an mir.
Bei uns an der Uni gab es die Studentenverbindung: „Alpha-Lambda", zu der nur Männer zugelassen wurden, und jeder, der ihr beitreten wollte, mußte sich einer ganzen Serie von Prüfungen unterziehen. Die idiotischste Prüfung bestand darin, daß der Anwärter etwas stehlen mußte, wobei er unbedingt einen Koffer aufbrechen sollte. Einem der heurigen Füchse, den es mit Macht in die „Alpha" zog, fiel nichts Besse-

res ein, als meinen Koffer während meiner und Freedays Abwesenheit gewaltsam zu öffnen. Zu meinem Pech geriet ihm dabei die Kopie jenes Briefes in die Hände, die Nattys Vater seinerzeit erhalten hatte. Selbstverständlich bewies diese Kopie noch gar nichts, zumindest nicht einem Uneingeweihten. Hätte man in meinem Koffer eine handschriftliche Kopie des „Hamlet" gefunden, wäre es doch wohl hirnverbrannt gewesen zu behaupten, ich wäre Shakespeare, habe ich recht? Aber jeder bedeutende Mensch hat eben mißgünstige Feinde und Neider.
Wenn ich jetzt so meine Vergangenheit überdenke, komme ich zu dem Schluß, daß mein freiwilliges Ausscheiden aus der Universität zu den klügsten, weitsichtigsten Taten meines Lebens zählt. Im Grunde meines Wesens bin ich doch kein Wissenschaftler. Um ein neuer Max Planck oder Robert Wood zu werden, mangelt es mir an Ehrfurcht vor den Fakten. Wie dem auch sei, ich verließ damals die Universität, und schon ein Jahr später wurde ich Chef der Reklameabteilung in der Firma meines Vaters.



Freeday kam ebenfalls in unsere Stadt zurück, aber unsere Wege kreuzten sich nicht.
Fünf Jahre, nachdem wir uns getrennt hatten, kam er dann plötzlich zu mir. Seine Stimme klang heiser, und sein Gesicht war seltsam unbeweglich. Er kam mir ein paar Schritte entgegen und stolperte plötzlich über die Teppichkante. Einen Augenblick lang dachte ich schon, er wäre betrunken.
„Hör mal", sagte er, „ich brauche Hilfe. Deine Hilfe."
„Worum dreht sich's denn?" – „Laß uns sofort zu mir fahren", sagte er. „Ich zeig dir etwas. Ich glaube, ich hab's geschafft, daß man im Dunkeln sehen kann."
Freeday wohnte im westlichen Teil der Stadt. Er führte mich in das erste Zimmer, dessen Fenster mit dicken schwarzen Rollos abgedunkelt waren. Er ging im Dunkeln zu einem der Fenster und zog das Rollo hoch. „Sieh dir dieses Aggregat an. Daran arbeite ich seit drei Jahren."
Vor mir stand ein großer, langer Labortisch, auf dem sich ein Gerät befand, das einem Rheostaten[1]) ähnelte. Daran waren einige Kabel angeschlossen, die zur Decke hinaufführten, wo ein kleiner Metallkasten aufgehängt war, den ein elastischer Schlauch mit einem Reflektor verband.
„Was ist das?" fragte ich. „Gleich." Freeday machte sich an den Kabeln zu schaffen. „Gleich werd ich's dir vorführen, und dann erklär' ich alles. Stell dich hierhin." – „Wohin?" – „Hierhin." Er wies unter den Reflektor. „Hab' keine Angst, dir passiert nichts." Er knipste den Schalter an, und ich hätte beinahe aufgeschrien. Teufel nochmal, da mußte man ja einen Schreck bekommen! Meine Augen waren plötzlich leer. Es fällt mir schwer, dieses Gefühl zu beschreiben. Ich konnte nichts mehr sehen, nur Licht flutete mir entgegen. Gleichmäßiges, gedämpftes rotes Licht. Es war, als tauche man mit offenen Augen in trübem Wasser, das von der Sonne angestrahlt wird. Nur ist das Licht dann natürlich grünlich-gelb. Jetzt aber war es rot. Mir war, als blickte ich auf eine gewaltige, das ganze Gesichtsfeld ausfüllende, leuchtende Leinwand. Ich schlug die Hände vors Gesicht, schüttelte den Kopf, aber das Licht flutete immer noch in meine Augen, es schien durch meine Handflächen, durch meine Lider, durch alles hindurchzugehen. Als trüge ich es in mir, in meinem Kopf, was weiß ich.
„Was soll dieser Quatsch?" protestierte ich.
„Ruhig bleiben!" drang Freedays Stimme an mein Ohr. „Du brauchst keine Bange zu haben. Gleich werd' ich die Stromstärke ein bißchen erhöhen."
Das rote Licht wurde noch heller, es brannte in meinen Augen wie glühendes Eisen. Die Helligkeit nahm zu, meine Augen schmerzten bereits.
„Tritt einen Schritt zur Seite", sagte Freeday. Ich befolgte seine Anordnung, und das Licht verschwand. Ich sah wieder das Zimmer, in dem ich mich befand, und nur an den Wänden flimmerten goldgelbe Flecke, als hätte ich kurz zuvor in die Sonne geguckt.
„Teufel! Was sind das für Tricks?"
„Das sind Strahlen", erläuterte er. „W-Strahlen, hab' ich sie genannt."
„Was hat es damit für eine Bewandtnis?" fragte ich. „Wir haben uns doch an der Uni damit befaßt. Mit dem Licht und mit dem Bau des Auges."
Dann klärte er mich über seine Entdeckung auf. Licht gehört bekanntlich zu den elektromagnetischen Wellen, die angefangen bei einem Tausendstel Millimikron Wellenlänge der Gammastrahlen (ein Millimikron ist ein Millionstel Millimeter), bis zu Dutzenden Kilometern der Funkwellen reichen.

---

[1]) regelbarer elektrischer Präzisionswiderstand

Aus diesem schier unendlichen Bereich nimmt unser Auge nur einen kleinen Ausschnitt wahr – Wellen mit einer Länge von etwa 400 bis 700 Millimikron. Und das ist auch das, was wir gewöhnlich Licht nennen, unser sichtbares Spektrum, das von der violetten Farbe über Indigo, Blau, Grün, Gelb, Orange bis zum Rot reicht. Ultraviolette Strahlen sehen wir schon nicht mehr, das gleiche gilt für infrarote.

Aber was wäre, wenn das Auge Lichtstrahlen wahrnehmen könnte, die eine größere Wellenlänge haben als 700 Millikron? Infrarote, zum Beispiel? Dann würde der Mensch praktisch erblinden.

Die Sache ist die, daß nicht nur die Sonne leuchtet, sondern auch jeder erwärmte Körper. (Nur absolut kalte Körper mit einer Temperatur von —273 °C, wie wir sie auf der Erde nicht haben, leuchten nicht.) Schwach erwärmte Körper senden infrarote Strahlen aus. Wir selbst, das Innere unserer Augen, das wie der Körper eine Temperatur von ungefähr 37 °C hat, leuchten also und senden infrarote Strahlen aus.

Stellen wir uns nun vor, das Auge erhielte die Fähigkeit, sie zu sehen. Die Energie der infraroten Strahlen je Einheit der Netzhaut wäre sehr groß, und verglichen mit diesem inneren Licht würde uns die Sonne und alles ringsum stockdunkel erscheinen. Wir würden das Innere unseres Auges sehen und sonst nichts.

Freedays Entdeckung bestand gerade darin, daß er eine Methode gefunden hatte, die das Auge zwang, infrarotes Licht wahrzunehmen. Zu diesem Zweck setzte er das Auge mit Hilfe seines Reflektors irgendwelchen Strahlen aus.

„Versteh mich recht", sagte Freeday, „das rote Licht ist natürlich nicht Selbstzweck. Ich hab' nach einer Möglichkeit gesucht, im Dunkeln sehen zu können. Nun stell dich nochmal unter den Reflektor."

Mir war gar nicht danach zumute, den Versuch zu wiederholen, aber ich hatte plötzlich das Gefühl, daß ich Freeday gehorchen mußte. Hinter dieser Sache verbarg sich ein Geschäft. Dafür hatte ich einen Riecher. Ich stellte mich an den alten Platz. Freeday ging ans Fenster, zog das Rollo herunter und preßte es gegen den Rahmen, bis alle Ritzen abgedichtet waren.

„Kannst du nicht sehen?" – „Absolut nichts."

Er kam zum Tisch zurück, schaltete den Apparat ein, und in meinen Augen flimmerte wieder das rote Licht auf.

„Achtung!" sagte Freeday. „Jetzt verringere ich die Stromstärke."

Das rote Licht wurde blasser, in dem verschwommenen rötlichen Schleier, der mich umgab, erkannte ich plötzlich eine Platte. Das war der Tisch. Danach tauchten Stühle auf, die Umrisse Freedays, die Wände, die abgedunkelten Fenster. Ich sah das Zimmer. Aber es hatte sich verändert. Es war ganz in Rot getaucht, das verschiedene Schattierungen aufwies.

„Siehst du etwas?" – „Ja."

Es war verblüffend, aber ich sah alles. Ganz klar. Nur völlig in Rot.

„Gut", sagte Freeday. Er schaltete den Apparat aus, ließ das Rollo hoch, wodurch das Zimmer wieder sein gewohntes Aussehen erhielt, und setzte sich auf einen Stuhl. „Du hast die Ausstrahlung der Körper gesehen. Kein reflektiertes Licht, wie wir es im Normalfall sehen, sondern die Ausstrahlung der Körper."

Dann sprach er über die Perspektive seiner Erfindung, wie er sie sich vorstellte. Nach seinen Worten war die Menschheit bisher gezwungen gewesen, in Beleuchtungsfragen unökonomisch vorzugehen. Wir beleuchten jeden Baum, jeden Gegenstand, den wir sehen möchten. Aber Gegenstände gibt es viele, und deshalb verbrauchen wir enorme Energiemengen. Es wäre doch viel rentabler, wenn wir das Auge „beleuchten", statt den Gegenstand, wenn wir es mit Strahlen beschickten, die ihm die Möglichkeit gäben, den unter normalen Bedingungen unsichtbaren Lichtschein der Körper wahrzunehmen. Ein kleiner tragbarer Apparat, der in Form eines Helmes über den Kopf gestülpt wird, eine kleine Batterie in der Tasche, und schon entfiele die Notwendigkeit zahlloser Lampen und Lämpchen, die abends und nachts Wege, Straßen, Produktionsräume und Wohnzimmer erleuchten.

„Wie schätzt du die Sache ein?" fragte Freeday.

„Nicht schlecht", gab ich zu. „Was hast du vor?"

„Ich brauche Hilfe." Freeday sah erschöpft aus. „Hier ist der Apparat. Aber er ist sehr unhandlich, wie du siehst. Er muß noch anders konstruiert werden. Außerdem ist noch eine Reihe von Versuchen durchzuführen. In kleinen Dosen schadet die Bestrahlung nicht, das hab' ich selbst ausprobiert."

Er tastete den Tisch ab, um die Streichholzschachtel zu finden, die er eben erst dort hingelegt hatte. Während er sie suchte, blickte er vor sich hin, dabei fiel mir wieder sein starrer Gesichtsausdruck auf. Diese Starre – gar nicht die Hand, die nervös über den Tisch fuhr – verriet mir, warum er im Vestibül über den Teppich gestolpert war und mich auf der Straße angerempelt hatte. Freeday konnte nichts sehen. Er war blind wie ein Regenwurm. Gleichzeitig mit dieser Erkenntnis durchzuckte mich eine Idee. Mir wurde plötzlich klar, worin die Hauptbedeutung dieser Erfindung bestand.

„Hör mal, du bist ja blind", sagte ich. Er lächelte verlegen. „Nicht völlig", sagte er. „Meine Sehkraft hat tatsächlich sehr nachgelassen. Tagsüber. Dafür kann ich im Dunkeln sehen. Genau genommen hab ich mein Ziel erreicht. Ich brauche nicht einmal einen Apparat. Jetzt komme ich mir wie ein Uhu vor. Witzig, was?"

Ich stand vom Stuhl auf und schritt zur Tür. „Na, was ist?" fragte er. „Kannst du mir helfen, Jim? Ich brauche einen gescheiten Assistenten. Was mir fehlt, ist ein Mensch, der sich ein bißchen in der Optik auskennt."
„Wie hast du denn das Augenlicht verloren?" fragte ich. „Die Strahlung war zu stark. Ich stand unter dem Reflektor und hatte den Zeiger versehentlich zu weit gerückt. Damals war ich am Ende meiner Kraft."
„Na schön", sagte ich. (Seine Worte bewiesen mir die Richtigkeit meiner Idee.) „Ausgezeichnet. Und wie weit wirken die Strahlen? Hast du nicht versucht, jemand aus großer Entfernung zu bestrahlen? Straßenpassanten zum Beispiel?"
Er lächelte verlegen: „Doch. Als ich noch sehen konnte. Natürlich hab' ich die Strahlung sehr niedrig gehalten. Trotzdem soll man es lieber nicht machen, weil die Leute selbstverständlich einen Schreck bekommen. Übrigens ist die Reichweite von der Leistungsfähigkeit der Anlage abhängig."
„Ich möchte es gern ausprobieren", sagte ich. „Laß uns feststellen, wie weit die Strahlen wirken, und danach sage ich dir, ob ich dir helfen kann oder nicht."
Freeday willigte, wenn auch sehr widerstrebend, ein. Wir nahmen den Reflektor von der Decke herunter und stellten ihn, da der Schlauch lang genug war, auf die Tischkante, die dem Fenster am nächsten war. Ich nahm den Reflektor und bemühte mich, ihn auf jemand zu richten, der unten die Straße entlang ging. Ein paar Minuten lang schwenkte ich den Reflektor nach rechts und links, wobei ich auf einen älteren Mann zielte, der mit einem Stock in der Hand und offener



Illustrationen: Karl Fischer

weißer Sommerjacke angehumpelt kam. Doch es gelang mir einfach nicht, ihn zu erwischen. Dann konzentrierte ich meine Aufmerksamkeit auf einen quirligen Büroangestellten, der, mit den Armen rudernd, näher eilte. Und da geschah es. Der junge Mann eilte an mir vorbei, und ich, der ich hundert Meter von ihm entfernt war, fing ihn mit dem Reflektor ein. Er machte noch einen Schritt und blieb plötzlich ruckartig stehen, als wäre er gegen eine Glaswand geprallt oder mit einem unsichtbaren Seil nach hinten gezogen worden. Zwei oder drei Sekunden rührte er sich nicht vom Fleck, dann hob er die Hände und preßte sie gegen die Augen. Danach ließ er die Arme sinken und schüttelte den Kopf. Dann griff er sich erneut an die Augen. Der junge Mann streckte die Arme nach vorn und nach den Seiten aus und tastete sich wie ein Blinder zur nächsten Hauswand. Er machte noch einen Schritt und war plötzlich aus der Strahlenzone herausgelangt. Sofort veränderte sich seine Haltung. Er wendete unsicher den Kopf und blickte sich um. Wahrscheinlich fragte er sich: „Was war eben? Was war das für ein Teufelsspuk?"
Er schüttelte den Kopf, rieb sich die Augen. Und in diesem Moment hatte ich ihn wieder eingefangen. Diesmal bekam er einen ganz schönen Schreck. Er warf die Arme hoch und fing an zu schreien. Wahrscheinlich brüllte er so laut er konnte. Vom Fenster sah ich, wie weit er den Mund aufgerissen hatte. Eine Frau wich entsetzt zur Seite, dann blieb sie stehen, betrachtete ihn und trat näher. Sie geriet ebenfalls in den Strahlenbereich. Anscheinend kreischte sie, denn ihr Mund war ebenfalls geöffnet. In der Hand hielt sie eine pralle Einkaufstasche, die sie vor Schreck fallen ließ. Ich mußte lachen. Den beiden näherte sich ein Polizist. Ich wollte ihm schon eine Ladung verpassen, doch da trat Freeday zu mir ans Fenster.
„Warum lachst du?" erkundigte er sich. „Hast du dich nun überzeugt?"
„Ja", erwiderte ich. „Es ist alles okay. Das genügt mir." Er schaltete den Rheostaten aus und stellte den Reflektor auf den Tisch. Ich führte Freeday zu seinem Platz, setzte mich ihm gegenüber und sagte, jede Silbe betonend: „Alles schön und gut. Und wie werden wir unsere Erfindung realisieren?" – „Unsere?" wiederholte er. „Ich sehe, du hast dich nicht verändert. – „Ja, unsere", erwiderte ich. Eine Weile schwieg er, dann fragte er: „Was schlägst du vor?"
Danach vereinbarten wir, daß der Apparat, falls es uns gelänge ihn fertigzustellen, unter dem Namen Basker-Freeday registriert werden und später in den Handel gelangen sollte. Finanzieren wollte ich die Sache. Freeday sollte mir die Hälfte meines investierten Kapitals entsprechend den Einnahmen zurückzahlen, die wir aus der Erfindung erzielen würden. An diesen Einnahmen war jeder von uns zur Hälfte beteiligt. (In Wirklichkeit hatte ich ganz andere Pläne und hoffte, daß es zu dem Apparat, der dazu befähigen sollte, im Dunkeln zu sehen, gar nicht erst käme.)
Dann bestellte ich ein paar Ziehleute, ließ das ganze Laboratorium und Freeday selbst in mein Haus schaffen. Dann setzte ich mich mit meinem Schwager in Verbindung, der einen Mann kennt, der wiederum Beziehungen zum Vorstand der Firma „Armour" hat, die auf Panzer und Flugzeuge spezialisiert ist und überhaupt alle Aufträge des Kriegsministeriums ausführt. Mein Schwager traf am nächsten Morgen mit dem Flugzeug ein. Ich montierte die Anlage im Salon und setzte meinen Schwager den Strahlen aus. Er war rasch über alles im Bilde und griff nun seinerseits zum Telefonhörer. Gegen Mittag hielt vor meinem Haus ein Cadillac; ihm entstieg ein Mann, dem man schon von weitem ansah, daß er Millionär war. Wieder führte ich den Apparat vor. Der Millionär bat mich, ihn in meinem Arbeitszimmer allein zu lassen und führte ebenfalls ein Telefongespräch. Nachts weckte man mich. Zwei Dodges waren vorgefahren, von denen etwa dreißig Mann in Uniform absprangen. Sie umzingelten das Haus und den Garten, so daß nicht einmal eine Katze unbemerkt hätte hinausschlüpfen können. Der Millionär erklärte, das sei eine der üblichen Vorsichtsmaßnahmen, wenn es um große Geschäfte gehe. Ich wisse ja selbst, die Konkurrenz, Industriespionage und so weiter. Er eröffnete mir, daß die Vorstandsmitglieder der Firma am nächsten Morgen einträfen. Daraufhin ging ich zu Freeday.
Sie müssen wissen, daß die Idee, auf die ich bei der ersten Bekanntschaft mit den Strahlen gekommen war, eine viel größere Perspektive hatte als das Sehen im Dunkeln. Das Wichtigste an diesen Strahlen war beileibe nicht, daß sie die Möglichkeit boten, künftig auf jede Art von Beleuchtung zu verzichten. Stellen Sie sich vor, ein Flugzeug, das mit solchem Apparat ausgerüstet ist, natürlich mit einem viel leistungsfähigeren, überfliegt das Territorium eines feindlichen Landes. Im geeigneten Moment wird der Apparat eingeschaltet. Es muß übrigens kein Flugzeug sein. Noch besser ist ein Satellit, der in gewaltiger Höhe kreist. Zu einem genau berechneten Zeitpunkt läßt man die Strahlen auf das darunter befindliche Territorium einwirken, die Bevölkerung wird von dem roten Licht geblendet und . . .
Alles das schilderte ich Freeday und machte ihm klar, daß wir der Firma „Armour" unsere Erfindung überlassen müßten.
Er saß auf seinem Bett, während ich sprach, versuchte nur einmal, mich zu unterbrechen und hörte mir dann schweigend zu. Als ich geendet hatte, schüttelte er den Kopf.
„Nein!" – „Was heißt – nein?" – „Nein – und basta! Was hast du dir da wieder ausgeknobelt,

Fortsetzung auf Seite 41



GROSSFAHNDUNG

5000.- MARK Belohnung!

Das ist unser dritter Fahndungsbericht. Sie erinnern sich? Gemeinsam mit einer aus prominenten Filmkriminalisten gebildeten Einsatzgruppe, versuchen seit der AR-Maiausgabe unsere Leser einem Dieb auf die Spur zu kommen. Hier noch einmal in Kürze

Der Sachverhalt

Der Hauptgewinn unseres dreiteiligen Preisausschreibens im Werte von über tausend Mark wurde aus einem Berliner Wochenendhaus gestohlen. Wie es dem Täter gelang, in das verschlossene Haus einzudringen, haben die Kriminalisten und sicher auch Sie, liebe Leser, bereits im Mai aufgedeckt. Durch die Mitarbeit der Bevölkerung ist es gelungen, den in Richtung Ostseeküste geflohenen Dieb zu fassen, den Dieb des großen Preises, eines... Doch halt! Das verraten wir noch nicht, denn herauszufinden, was gestohlen wurde, war die Knobelaufgabe im Juni-Heft. Zwar gelang es dem raffinierten Einbrecher vor seiner Verhaftung noch, seine Beute irgendwo zu verbergen, aber unser Kriminalisten-Quintett – die attraktive Duchessa von Guastalla, die lustige Stupsi, der Weitspähende Falke, der Reservist Ralf Horricht und nicht zuletzt der „Chef", Hauptmann Florian von der Mühle – ließ sich nicht überlisten. Das Diebsgut ist wieder da, der Fall ist gelöst.
Unseren Lesern aber stellen wir die Frage:

Wo ist der Hauptpreis versteckt

Da die meisten von Ihnen Amateur-Kriminalisten sind, wollen wir Ihnen ein paar Hilfen geben: Ein beim Täter gefundener verschlüsselter Text enthält die Lösung. Um in dieses Buchstabengewirr einen Sinn zu bringen, müssen Sie unser Kreuzworträtsel lösen; auf den roten Feldern – in waagerechter Folge gelesen – finden Sie nämlich den Schlüssel für den Geheimschrifttext. Wenn Sie so das Versteck herausbekommen

Weiter auf Seite 30



GROSSFAHNDUNG

Waagerecht:

1. Höchster Dienstgrad in der Sowjetarmee, 6. gehört zum Sturmgepäck (umgangsspr.), 7. Tragegerät für Tote, 10. sowjet. Jagdflugzeug, 12. Pelztier, 15. Sekretär Ciceros, 16. russ. Männername, 18. Stadt in Ungarn, 19. Handlung, 20. altgriech. Philosophenschule, 21. sowjet. Flugzeugkonstrukteur, 22. europ. Hauptstadt, 23. sowjet. Nachrichtenagentur, 25. Vertiefung, 27. schiffbarer Graben, 28. gemeins. Wirtschaftsorganisation der soz. Staaten (Abk.), 29. griech.-röm. Gott der Dichtkunst, 30. griech. Buchstabe, 31. Erfinder des Telefons, 32. DDR-Landwirtschaftsausstellung, 33. alkohol. Getränk, 34. Vortrag, 36. Drehpunkt, 37. Musikzeichen, 39. Maßeinheit des Luftdrucks, 40. männl. Vorname, 42. Anerkennung, 45. europ. Hauptstadt (Landesspr.), 46. Strömung an der Meeresoberfläche, 47. Edelgas, 48. Heidepflanze, 49. Eile, 50. elektr. Maßeinheit.

NZM DZTG VH PZFN AF HZTVM
XSIRH WLVIP SZG RSM RN DZTVM

Senkrecht:

1. Komponist der „Zauberflöte", 2. Gebirge in Bulgarien, 3. italien. Insel, 4. See in der UdSSR, 5. deutscher Chemiker (1803–1873), 8. ägypt. Hafenstadt, 9. deutscher Physiker (Relativitätstheorie), 10. GST-Sportart, 11. Stadt in der ČSSR, 12. erster sowjet. Stadtkommandant Berlins, 13. Waffengattung, 14. Stadt am Donez, 17. Rundblick, 21. Nebenfluß des Rheins, 22. Sinnesorgan, 24. belg. Bad, 26. seemänn.: Tauende, 35. Berg in Graubünden, 38. poln. Bruderorganisation der GST, 40. Höhenrücken des Weserberglandes, 41. luftförmiger Stoff, 43. Sammlung von Aussprüchen, 44. engl. Bauernführer.







haben, melden Sie das bitte auf einer Postkarte bis zum 20. August 1972 (Datum des Poststempels) an die

Redaktion Armee-Rundschau
1055 Berlin
Postschließfach 7986
Kennwort „Großfahndung"

Unter den Einsendern mit der richtigen Lösung der dritten Teilaufgabe losen wir wieder – wie schon in den vorigen Heften – einmal 250,– Mark zehnmal 25,– Mark sowie 100 Star-Postkarten unserer fünf Detektive aus.

GROSSFAHNDUNG



? ? ?

Aber noch wartet der Hauptpreis!
Dank fleißiger Kleinarbeit der fünf Kommissare und wertvoller Hinweise unserer Leser haben wir ihn nun also glücklicherweise wiedergefunden. Doch was ist es? Wer bekommt ihn? Die Chance hat jeder, der uns heute auf seiner Postkarte noch einmal Antwort auf alle drei Teilfragen unserer Großfahndung gibt:

1. Welcher Kommissar war auf der „heißen" Spur?
2. Was für ein Gegenstand ist der gestohlene Hauptpreis?
3. Wo hatte der Dieb seine Beute versteckt?

Wer das richtig beantwortet und dann noch Losglück hat, wird an einem Septembertag von uns mit dem Auto abgeholt, bezieht für ein Wochenende ein Zimmer im Interhotel „Stadt Berlin" und kann dann den sich gegenwärtig noch hinter drei Fragezeichen verbergenden Hauptpreis mit nach Hause nehmen.
Unter den übrigen Einsendern des richtigen kompletten Ermittlungsergebnisses werden noch ein paar „Kleinigkeiten" ausgelost:
10 Hundert-Mark-Scheine,
10 Fünfzig-Mark-Scheine,
10 Zehn-Mark-Scheine.

Im Haus mit der ANTENNE

Rolf-Peter Bernhard

leitung Verantwortung trägt. Ich erfahre von Werners ganz privater Verbindung zu einem sowjetischen Truppenteil. Dort dienen Genossen, mit denen er während des Studiums Freundschaft schloß. Und ich spüre auch seine Leseleidenschaft. Er liebt historische Romane und las fast alle Memoirenbände der sowjetischen Heerführer. Er kann sich vor ihrer Übersetzung ins Deutsche mit ihnen vertraut machen. Als er 1968 an der Parteihochschule beim ZK der KPdSU ein Abschlußgespräch führte, brauchte er keinen Dolmetscher mehr. Und da war ich bei einer mir bereits bekannten Erfahrung: Werner



Eigentlich trifft die im voraus erdachte Überschrift nicht ins Schwarze. Weshalb nicht, das werdet Ihr gleich erfahren.
Es ist morgens 7 Uhr 30, und ich gehe zur Kreisleitung der SED.
Das Haus mit der Richtfunkantenne auf dem Dach steht in Demmin in der Goethestraße. Genosse Breitsprecher ist der 1. Sekretär unserer Demminer Kreisleitung der SED. Seine Terminplanuhr geht genau. Das war schon so, als er mit 19 Jahren die Org-Instrukteurabteilung der FDJ-Kreisleitung leitete. Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen.
Eine kurze informative und kritische Beratung mit den Sekretären, Abteilungsleitern und Kommissionsvorsitzenden, und schon beginnt der „operative Tag".
„Wir wollen uns in der Kooperation Demmin/Nossendorf umsehen, die erst drei Wochen besteht", sagt mir Werner. „Zum Abend geht's dann in die Kooperation Kartlow/Plötz."
Aber es bleibt noch Zeit für einen schwarzen Kaffee. Ich kenne Werner aus unserer eigenen FDJ-Zeit.
Für die AR-Leser ist interessant, welche Bindungen er zu den bewaffneten Organen hat. Er berichtet von den Kampfgruppen des Kreises, für deren Ausbildung und Auffüllung beispielsweise auch die Kreis- Breitsprecher macht eben etwas gründlich oder gar nicht.

*

Rund 8800 Hektar groß ist die landwirtschaftliche Nutzfläche der Kooperation beidseits der Trebel, die bei Demmin in die Peene fließt. Fast ein Drittel davon sind natürliches Grünland, ideal für die Jungrinderzucht, wäre die Niederung melioriert. Davon träumt Siegfried Kußmann. Vor zwanzig Tagen noch war er Vorsitzender der LPG Demmin, heute leitet





„Mit 72 den ganzen Tag noch auf der Drillmaschine?" – „Ach! Ich hab' in der Jugend fleißig Sport getrieben. War Meister im Gewichtheben. Das traut mir wohl keiner zu, was?"
Wenig später berichtet Genosse Eckert: „Ruft doch neulich ein Traktorist an und schreit um Hilfe. ‚Fahr zum Stützpunkt', sagte ich ihm. ‚Aber der gehört doch nicht unserer LPG!' – ‚Nee, aber zu unserer Kooperation!'"
Vielleicht sitzt er morgen schon auf dem K 700.

er die Abteilung kooperative Pflanzenproduktion. Die Flurkarte ist seine Generalstabskarte: 514 Hektar Rübenacker, bearbeitet, mit Stickstoff versorgt. 860 Hektar Kartoffelacker, bestellbereit. Maximal 12 bis 13 Einsatztage für die Zuckerrüben, neun bis zehn Tage für die Knollen . . .
Genosse Breitsprecher hört aufmerksam zu. Hin und wieder schreibt er eine Ziffer auf. „Sag mal, Siegfried, können wir mit dem Rübendrillen nicht schon im März beginnen?" fragt er. Der erfahrene Landwirt nickt. Er weiß: Sie sind die ersten, die die gemeinsame Pflanzenproduktion in den Griff kriegen sollen und wollen. Klar, daß auf sie alles guckt. „Morgen bringen wir schon die ersten Kartoffeln in den Boden. Auf neun Hektar."
„Und die Rüben?" bohrt der Kreissekretär. „Mitte April sind sie im Boden", antwortet Siegfried Kußmann. „Das ist doch ein Wort." Genosse Breitsprecher schmunzelt. Er weiß, daß es nicht einfach ist, in knapp drei Wochen bis ins Detail den Einblick in eine solch große Abteilung zu gewinnen. Aber sie muß für den Kreis Demmin zum Vorbild werden. Und das in den wenigen Wochen bis zur Kreisbauernkonferenz.

*

Am Rand der Stadt haben die Abteilungen Zentraltechnik und Zentralwerkstatt der Kooperation ihren Sitz.
Schon bei der Herbstbestellung machten die Traktoristen um Genossen Alois Lang von sich reden. Fünfzig Hektar Pflugfurche, das ist schon eine Tagesleistung!
Zu den zehn ZT300 werden bald zwei der sowjetischen Traktoren vom Typ K700 zum Bestand der Brigade gehören. Das sind Bullen von Traktoren. Ihre Zugkraft ist unter 6000 Hektar nicht ausgelastet.
„Habt ihr euch gründlich auf die Arbeit mit dem ersten K700 vorbereitet?" will Werner wissen. „Wie sieht es aus mit einer kompletten Jugendbesatzung?"
Der Brigadier druckst. „Sechs



von meinen 20 Traktoristen sind Jugendliche. Aber. . ."
„Aber?"
„Ach, die haben Bammel vor der Prüfung für die Fahrerlaubnis Klasse 5."
Das nimmt Genosse Breitsprecher nicht ab. Am Ende der folgenden Diskussion formuliert er noch einmal den größeren Zusammenhang: „Wie wollen wir die Jugend für die Landwirtschaft begeistern, wenn wir ihr nicht die produktivste Technik in die Hand geben?"
Immer wieder ist aus Werner Breitsprechers Argumenten herauszuhören, daß er Jugendfunktionär gewesen ist. Genau gesagt: bis 1965, die letzten fünf Jahre als 1. Sekretär der FDJ-Bezirksleitung Neubrandenburg. Wenig später sind wir mit älteren Genossenschaftsbauern im Gespräch. Ein ausgewinterter Gersteschlag wird neu bestellt mit Sommerung, d. h. Sommergerste.
„Woher seid ihr, Kollegen?"
„Aus Seedorf." „Aus Wotenick."
Die zwei Dörfer liegen weit hinter der Stadt. Der Wotenicker Bauer, Bartz heißt er, 72 Jahre alt, ist nicht auf den Mund gefallen. „Auf welchem Schlag ich arbeite, ist doch egal, die Hauptsache ist, ich arbeite gut. Das mit der Kooperation ist schon in Ordnung. Alles flutscht ja noch nicht, aber es ist schon ganz ordentlich im Gang."
Ob diese Arbeitsweise nicht eine enorme Umstellung sei, will Genosse Breitsprecher wissen. „Was ein echter Landwirt ist, der denkt schnell um", gibt der Bauer zur Antwort. (Dabei sagte man den Bauern einst nach, sie denken langsam und schwerfällig.) Nach 1945 war Kollege Bartz Siedler. Dann wieder wohlhabender Mittelbauer. Schließlich Genossenschaftsmitglied. Und heute ist er dabei, der industriemäßigen Pflanzenproduktion nicht nur das Wort zu reden. Vor zehn Jahren lernte er über den eigenen Feldrain zu schauen, heute pflügt er über die LPG-Grenze hinweg.
Unsere Zeit ist schnellebig. Davon kündet auch die Traglufthalle des Agro-Chemischen Zentrums der Kooperation. Vor wenigen Jahren stand ein solches Kuppelzelt als Schaustück vor der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle, heute gehört es zum Landschaftsbild zwischen Peene, Trebel und Tollense.
Genosse Breitsprecher aber ist unzufrieden. Die Bauarbeiten rings um die schon längst genutzte Halle gehen zu schleppend voran. Ein Terminverzug von drei Wochen scheint „eingeplant" zu sein.
„Ich werde mich demnächst einen ganzen Tag mit diesem Thema befassen und auf den Baustellen umsehen", sagt er mir. „Es fehlt an Schwung und





Entschlußkraft, scheint mir. Ich will nicht voreilig urteilen und auch nicht allein. Im Gespräch mit den Bauarbeitern kommt man der Sache am besten auf den Grund."

*

Genosse Breitsprecher fährt nicht mit dem Leiter der Abteilung kooperative Pflanzenproduktion allein durch dessen Bereiche. Mit ihm ist Genosse Erich Ritzki, Sekretariatsmitglied und Vorsitzender des RLN[1]), und Genosse Ernst Günter Triphan, Kreisleitungsmitglied und Leiter der Abteilung Landwirtschaft der Kreisleitung. So kommt es dann auf dem Acker zwischen Warrenzin und dem Wendeforst zu einer Beratung von Kreisleitungsmitgliedern; denn Siegfried Kußmann gehört diesem Leitungskollektiv ebenso an wie ich.

„Hierher mit der 2000er-Anlage?" Gemeint ist eine geplante Anlage für 2000 Kühe. 1974 soll der Bau beginnen.

„Hierher mit der 2000er-Anlage?" Werner Breitsprecher wiegt den Kopf. „Hast du überhaupt an die Hochspannungsleitung gedacht? Und wie ist es mit dem Futtergürtel?"

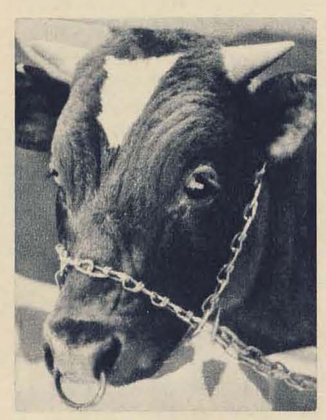
„Der Boden eignet sich sehr gut zur Gülleverregnung[2]). Er nimmt viel Feuchtigkeit auf", weiß Genosse Ritzki.

Der Sekretär läßt nicht locker. „Wird die Stadt nicht vom Geruch belästigt? Wie ist es mit der Versorgung mit Rauh- und Silagefutter bestellt? Soll alles mitten durch die Stadt transportiert werden? Wo wird das Personal wohnen und leben? Finden wir nicht einen noch besseren Standort? Was sagen die ‚Bodenschmecker'?" Gemeint sind die Verantwortlichen für alle Bodenuntersuchungen.

---

[1]) Rat für Landwirtschaft und Nahrungsgüterproduktion

[2]) Gülle ist der bei der industriemäßigen Rinderhaltung anfallende Dung



Vielleicht wird dieser Bulle der größten Bullenzuchtstation der DDR (Thüringen) auch einmal Stammvater Demminer Rinder. (Er muß sich ja nicht selbst auf den Weg machen, sondern kann einen „Rucksackbullen" schicken.) Sicher aber wird die Demminer 2000er Station noch größer als die hier abgebildete 1200er. Und sicher gibt es auch über eine zentrale Befütterungsanlage stets das gesündeste und nahrhafteste Fressen.

„Sie schlagen ja gerade nach ihren gründlichen Bodenprofiluntersuchungen diese Stelle hier vor", erklärt Siegfried Kußmann. „Trotzdem. Prüft alles noch einmal haargenau. Wenn wir eine Anlage für 2000 Kühe bauen, dann muß auch der kleinste Nachteil auf die Waage."

Auf der Fahrt zur Stadt zurück bringt Genosse Kußmann sein kühnes Gemüseanbauprojekt zur Sprache. Weite Glas- und Folienflächen direkt am Rande der Stadt. Werner Breitsprecher hört aufmerksam zu. Im Innern muß er lächeln. Dieser baumlange Praktiker ähnelt immer mehr dem Dedelower Friedrich Clermont, jenem republikbekannten Genossenschaftsbauern und Staatsratsmitglied. 2000er Milchviehanlage, Großgärtnerei, Eigenheimbauten für Melker und Traktoristen . . . Werner weiß: Die Gemüseversorgung der Kreisstadt ist tatsächlich ein Nadelöhr. Zum anderen hilft das Projekt, den Bäuerinnen ganzjährig Arbeit zu verschaffen. Und er sagt: „Wir müssen darüber nachdenken, Siegfried, aber gründlich. Mit allem Für und Wider."

*

Berichtswahlversammlung in Seedorf. Die Genossen haben einen gewichtigen Rechenschaftsbericht. Den Naturwidrigkeiten zum Trotz haben sie im Jahre 1971 dem Boden 40 dt/ha Getreide abgerungen. 4000 Kilo Milch werden von jeder Kuh gemolken.

Genosse Breitsprecher berichtet im Kreis der 19 Kommunisten von seiner Fahrt durch die Kooperation. Und er kommt auf Probleme.

„*1974* wird in eurer Kooperation die 2000er-Milchviehanlage gebaut, also wird sie bereits 1975 produktionswirksam. Sie ist dann das Modernste dieser Art in unserem Kreis. Aber wer wird hier arbeiten? Habt ihr nicht auch immer mit Recht gesagt, daß es eure Kinder einmal besser haben sollen? Macht ihnen die Arbeit in dieser Anlage schmackhaft! Zeigt ihnen den Dia-Ton-Streifen über Dedelow oder fahrt mit ihnen dorthin. Neun Stunden Arbeit – kannst du dir das vorstellen, Genosse Hans Ernst? Nur neun Stunden als Meister der Rinderzucht?"

Werner Breitsprechers Worte werden durch Nicken und laute Zustimmung aufgenommen.

„Heute produzieren wir ganze 9000 t Milch, bald werden es 20000 t sein. Na, wenn das kein Unterschied sein sollte!"

Hans Ernst wirft die geregelte Freizeit des Rinderzüchters auf. „Was fragen die Kühe danach, ob Theaterfahrt ist, Weihnachten oder Parteiversammlung? Die Biester kalben meistens dann, wenn du dir was vorgenommen hast."

Der LPG-Vorsitzende Erdmann Heuer antwortet: „Ihr habt zwar sehr gut verdient, und die Reise nach Moskau war wirklich eine Prämie. Aber du hast recht: Ihr müßt wieder einen Springer kriegen, damit ihr wieder eure fünf Tage im Monat frei habt."

„Auch, um ins Theater fahren zu können!" wirft Genosse Breitsprecher ein. Und fügt hinzu, daß ins LPG-Büro auch ein Opernführer gut hineinpasse Und dann ist er wieder bei den großen Zusammenhängen: daß der Übergang zur industriemäßigen Produktion ein gesetzmäßiger Prozeß ist, daß er auch einen ständigen Bildungsvorlauf brauche und daß beispielsweise auch die Zusammenarbeit der Gemeinden enger werde. Und vor allem: die Kampfkraft einer Kreisparteiorganisation, das ist die Summe der Aktivitäten aller Genossen.

Als die neue Parteileitung gewählt und die Versammlung beendet ist, geht das Gespräch bei einem Gläschen Bier weiter. Auch hier spürt man wieder, daß Genosse Breitsprecher, obwohl er erst seit drei Jahren erster Sekretär in Demmin ist, den Kreis wie seine eigene Westentasche kennt. Was Wunder. In einen Fragebogen müßte er schreiben: Geburtsort – Völschow im Kreis Demmin; Ausbildung – Landmaschinenschlosser, staatlich geprüfter Landwirt, Diplomgesellschaftswissenschaftler; bisher ausgeübte gesellschaftliche Funktionen – (u. a.) erster Sekretär der FDJ-Kreisleitung Demmin . . .

Spät ist es geworden. Während der Rückfahrt informiert mich Werner in seiner typisch mecklenburgisch breiten Mundart, aber konzentriert und konkret über die Sekretariatssitzung der Kreisleitung am übernächsten Tag.

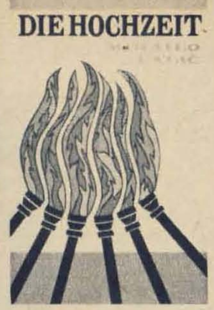
„Wir werden den Stand der Frühjahrsbestellung im Kreis einschätzen und auch über den Einsatz der Mähdrescher beraten. Dann wird der GST-Vorsitzende berichten. Er ist neu in der Funktion, und wir müssen ihm unter die Arme greifen. Hauptthema aber sind die Berichtswahlversammlungen der Partei. Wie du und ich haben ja alle Genossen in den letzten zwei Wochen an zahlreichen teilgenommen."

Ich komme noch einmal auf die hinter uns liegenden Stunden zurück. „Ehrlich zugegeben: Wir sind mit der Kooperation schon weiter, als ich es dachte."

Werner lächelt. Lächelt er über den „Kulturfunktionär", der der Entwicklung auf dem Dorfe einige Wochen oder Monate hinterherhinkt? Oder bekam er heute diese Erkenntnis wie ich? Fragen werde ich ihn das nächste Mal. Denn wir haben Demmin erreicht. Ein Weg übers Land liegt hinter uns.









Hubert Horstmann, „Die Rätsel des Silbermonds", Verlag Das Neue Berlin, 272 S., 7,20 M.

Die *„Rätsel des Silbermonds"* können die vier Männer und die eine Frau, die auf dem Saturnmond Titan gelandet sind, nicht völlig lösen. Zu geheimnisvoll sind die Naturerscheinungen, unbegreifbar aber auch das Verhalten einiger Mitglieder der Mannschaft. Vieles geht verquer, wo es eigentlich darauf ankommt, daß jeder sich auf jeden verlassen kann. Meinungsverschiedenheiten brechen auf, zwei von ihnen geraten in Lebensgefahr, bisher übliche Maßstäbe verlieren ihre Gültigkeit. Und nur, weil... Das erzählt Hubert Horstmann in diesem unterhaltenden und nachdenklich stimmenden utopischen Roman.

Wolfgang Schreyer, „Der Adjutant", Mitteldeutscher Verlag Halle, 408 S., 9,00 M.

Wolfgang Schreyers *„Der Adjutant"* ist der nach Tatsachen gearbeitete Roman von der Vorbereitung und Durchführung des Attentats auf den Diktator der Dominikanischen Republik Raffael Trujillo im Mai 1961. Wie eh und je versteht es der Autor, eine Vielzahl wissenswerter Informationen in eine packende Handlung zu kleiden. Schreyer zeigt, wie verwoben die Fäden sind, die Putschisten, Geheimdienstleute, reizvolle Frauen und Anhänger des Clans der Trujillos, Karrieristen und Überzeugte, Standhafte und Speichellecker, miteinander verbinden. Er zeigt eindrucksvoll weltpolitische Zusammenhänge und politisierende Kraftmeierei. Wer Schreyer sagt, meint meist fesselnde, informationsträchtige Literatur. Wer so etwas will, der greife getrost zum „Adjutanten".

Mihailo Lalić, „Die Hochzeit", Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik, 281 S., 6,90 M.

Von diesem Titel soll man sich nicht täuschen lassen. Wenn jugoslawische Partisanen für *„Die Hochzeit"* kämpfen, so meinen sie den Tag der Befreiung ihres Landes vom Faschismus. Und Mihailo Lalič gestaltet diesen Kampf aus besonderer Sicht: Tadija Čemerkić ist Gefangener der Faschisten, ist zum Tode verurteilt. Er und seine Kameraden müssen die Hinrichtung täglich erwarten. Dennoch verzagen sie nicht. Ihr Gefängnis ist keine Folterhölle, hier wird nicht mehr gequält, hier gilt es nur – und was heißt in dieser Situation „nur"? –, hier gilt es, standhaft zu bleiben und die nie aufgegebene Siegeszuversicht nicht noch zu verlieren. Ein schlichtes Buch, das verhaltenes, stilles Heldentum sichtbar werden läßt.

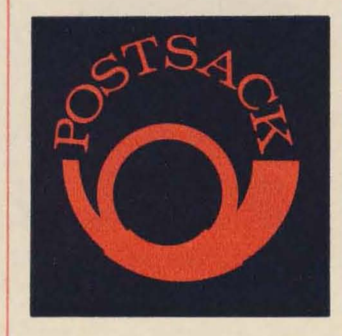
„Der Tod in der Flasche", Sowjetische Kriminalgeschichten, Verlag Volk und Welt, 296 S., 5,60 M.

Krimis, Krimis: *„Der Tod in der Flasche".* Sechs Kriminalgeschichten in einem Band aus der Sowjetunion. Hier findet sich etwas für jeden Geschmack. Ob man einem ausgekochten Mörder auf die Spur kommt, ob einer Bande das Handwerk gelegt wird, ob man erfährt, wie manches Verbrechen seine Wurzel im zweiten Weltkrieg hat, oder ob man die heitere (und nicht mehr ganz unbekannte) Geschichte liest, wie dem Monsieur Edoard Herriot eine wertvolle Uhr zeitweilig abhandenkommt – dem Klappentext kann man zustimmen: die Geschichten werden verschlungen werden. *Thomas*

Die gestohlene Schlacht

Die Schlacht, die nicht stattgefunden hat, hätte sein sollen im Siebenjährigen Krieg Friedrich des Zweiten. Weil das gute alte Prag sich ihm trotz Hungers erfolgreich widersetzte, aber schon ein Entsatzheer nahte, dem Friedrich nicht hätte standhalten können, kam die von Skrupeln unbeschwerte Majestät auf die Idee, sich eines berühmten Diebes zu bedienen, um die widerspenstige Stadt stehlen zu lassen. Und das ist aktenkundig! Jedermann kann es in den Annalen nachlesen. Der Mann der königlichen Wahl hieß Käsebier und war der neunte Sohn eines Schneiders aus Halle. Der also, vom Preußenkönig zum Partner erhoben, schleicht sich in die Stadt, führt sich in preußischer Offiziersuniform beim österreichischen Befehlshaber ein, spinnt Ränke mit ihm – und schon ist die Sache gelaufen, das heißt: beinahe. Denn es kommt ganz anders. Käsebier erfährt nämlich, daß ihn der wortbrüchige König nach der Wegnahme der Stadt hinter Kerkermauern verschwinden lassen will... Da dreht der Meisterdieb den Spieß um und betrügt den Betrüger. Das ist nun etwas für Manfred Krug! Erwin Stranka, der Regisseur, hätte schwerlich einen besseren Darsteller für die volkstümliche Gestalt des Geniediebes finden können und auch kaum einen besseren als Herwart Grosse für die Rolle des schlachtenversessenen Preußenkönigs. Und da auch die Liebe an dieser Historie ihren gebührlichen Anteil hat und Marie Málková als tschechisches Mädchen Katka mit im Spiel ist, dürfte dieser Film, der in Koproduktion mit dem Prager Barrandov-Studio entstand, die DEFA-Erfolgsserie dieses Jahres fortsetzen. *Gehrmann*





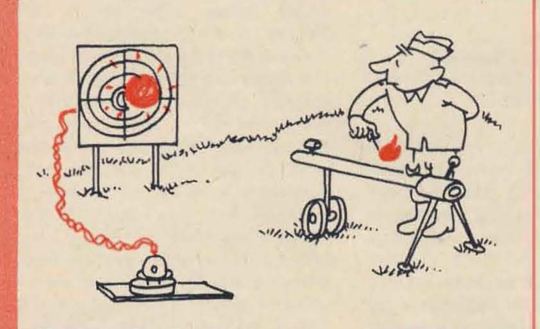
Klasse-Klassen

Welche Schiffsklassen gibt es in unserer Volksmarine?
Gefreiter Hirtmann

Raketen-, Torpedo-Schnellboote, Landungsschiffe, U-Boot-Abwehr-Schiffe, Minenleg- und räumschiffe, Minensuch- und räumschiffe, Küstenschutzschiffe.

Meisterschützen garantiert

Unser Reservistenkollektiv beabsichtigt, für die vormilitärische Ausbildung der Lehrlinge ein elektronisches Zieltrainingsgerät zu bauen. Wer kann Unterlagen oder Teilkonstruktionen zur Verfügung stellen?
Ilse, Leiter der Sozialistischen Betriebsberufsschule „Dr. Theodor Neubauer", VEB Kraftwerke Lübbenau-Vetschau, 7543 Lübbenau, PF 17





Was „Hänschen" nicht lernt . . .

Gibt es für Bewerber an den Offiziershochschulen der NVA eine festgelegte Altersgrenze?
Unteroffizier Schreiber

Älter als 23 Jahre darf keiner sein, will er noch Chancen haben.

Der legendäre Kreuzer

Bekanntlich nahm der Panzerkreuzer „Potemkin" an der russischen Revolution 1905 teil. Nach dem Aufstand fuhr er wieder nach Odessa. Aber in keinem Nachschlagewerk steht, was aus ihm geworden ist.
Michael Warken, Dessau

Als die Lage des Schiffes nach dem Aufstand aussichtslos wurde, bat die Besatzung in Constanza um politisches Asyl, welches auch gewährt wurde. Die „Potemkin" wurde aber später von der rumänischen Regierung wieder an den Admiral der russischen Schwarzmeerflotte ausgeliefert. Ein Teil der Heizer und Maschinisten ging wieder an Bord des Schiffes, nachdem ihnen auf Ehrenwort Straffreiheit zugesichert worden war. Die Admiralität hielt jedoch nicht ihr Wort. Nachdem das Schiff in Odessa eingelaufen war, wurden die Männer in Ketten gelegt und bestraft. Die meisten Matrosen sind hingerichtet worden. Der Panzerkreuzer selbst erhielt den Namen „Panteleimon". Unter diesem Namen machte er auch den ersten Weltkrieg mit und wurde 1919, als die Weißgardisten noch die Krim besetzt hatten, auf alliierten Beschluß abgerüstet, da er als Kriegsschiff nicht mehr brauchbar war.

Zu kurze „Gastrolle"

Im August 1971 begann ich ein Studium an der Offiziershochschule in Löbau, welches ich aber aus persönlichen Gründen abbrechen mußte. Nach einem Monat wurde ich entlassen. Nun hätte ich gern gewußt, ob mir die Zeit bei meinem zukünftigen Grundwehrdienst angerechnet wird und ich praktisch einen Monat früher entlassen werde.
Lothar Seifert, Sternberg

Um früher nach Hause zu kommen, reichen die vergangenen vier Wochen längst nicht aus. Bereits geleisteter Dienst wird nur dann angerechnet, wenn er ohne Unterbrechung mindestens drei Monate dauerte.

Ach, die schönen Damen . . .

Zum Thema „Liebesrundschau" sehen wir uns, in Anbetracht des von Frau oder Herrn D. Lorenz verfaßten Pamphlets (Postsack 3/72) genötigt, unsere Meinung zu sagen. Kann sich der (die) Absender(in) überhaupt vorstellen, was einen Soldaten, der ja auch nur ein Mann ist, während seines Wehrdienstes bewegt? Wir billigen die mehr oder minder bekleideten Damen in unserer AR, da sie uns erquicken, und bitten die Redaktion diese gute Tradition weiter zu pflegen.
6 (sex) Soldaten und Gefreite aus der Stube 14 in St.,
i. A. Soldat Ehelebe

Mit Drall und Knall

Welcher Unterschied besteht zwischen einem glatten und einem gezogenen Lauf?
Axel Klein, Jena

Alle modernen Handfeuerwaffen (Pistole, MPi, Karabiner), aber auch Geschütze besitzen einen gezogenen Lauf. Hier sind im Lauf- oder Rohrinneren sogenannte Züge spiralförmig eingefräst. Die stehengebliebenen, hervorstehenden Teile

nennt man Felder. Sie geben den Geschossen den Drall, Drehung und Richtung. Glatte Rohre und Läufe findet man bei verschiedenen Geschützen, bei den Granatwerfern und den reaktiven Panzerbüchsen. Die Munition hat dafür Flügelschäfte oder ist drallstabilisiert.

Rosen . . .

Liebe AR! Herzlichen Dank für die prompte Erfüllung meines Wunsches. Das ging ja überraschend schnell. Ja, das ist die Armee, und da wird nicht lange gefackelt! Da könnte sich manche amtliche Stelle und Behörde eine Scheibe abschneiden.
Herbert Dieckhoff, Bitterfeld

Ich lese die AR regelmäßig. Es ist die beste Zeitschrift, die mir je begegnet ist. Was da auf den



Seiten geboten wird, ist wirklich interessant und lehrreich.
Eckhard Gräser, Dommitzsch

. . . und Dornen

Von Ausnahmen abgesehen, werden Eure Mädchenbilder immer mieser. Auch vermisse ich Aktbilder. Wenn das so weitergeht, bestelle ich die AR bald ab.
Frank Oberon, Leipzig

Ein Drittel ist Minimum

Vom 1. 11. 1971 bis 4. 2. 1972 war ich Angehöriger der NVA. Aus gesundheitlichen Gründen wurde ich vorzeitig entlassen. Mir wurde allerdings kein Entlassungsgeld gezahlt. Hätte ich einen Anspruch darauf?
Gerhard Giese, Neukieritzsch

In diesem Falle nicht. Erst muß man mindestens sechs Monate aktiven Wehrdienst vorweisen können und auch in Ehren entlassen werden, ehe man bei der Versetzung in die Reserve ein Übergangsgeld in Höhe eines halben monatlichen Wehrsolds erhält.

Doppelt gemoppelt?

In einer der letzten AR wird das MG „Bren" als tschechoslowakisches Fabrikat bezeichnet, aber in einem Typenblatt des Heftes 2/1966 wird ein IMG „Bren" aus England vorgestellt. Was ist nun richtig? Sind es zwei verschiedene Waffen mit gleicher Typenbezeichnung?
Ulrich Kasper, Cottbus

So ist es. England kaufte damals von der CSR die Lizenz, so existieren zwei IMG „Bren". Das Wort setzt sich aus den Anfangsbuchstaben von Brno (CSR) und Engfield (England) zusammen.

Was für ein Malheur!

Betrifft Titelfoto des Aprilheftes: Der angreifende Fallschirmjäger hat ja seine Baskenmütze schief auf, die Kokarde liegt nicht in der Mitte.
Hans-Dieter Zabel, Dessau

Da können Sie mal sehen, was bei einer Übung so alles passiert.

Ehrendes Gedenken

Im Märzheft der AR fand ich den Artikel „. . . erschossen wie Robert Blum". Der Verfasser hat hier ein umfassendes Bild vom Leben und Wirken dieses Vorkämpfers für ein demokratisches Deutschland gegeben. Nur eines hat er – wahrscheinlich aus Unkenntnis – nicht erwähnt, daß nämlich am Alten Rathaus in Leipzig 1948 eine Gedenktafel für Robert Blum angebracht wurde. Hinter der Tafel wurde eine Urne mit Erde aus seinem Grab in Wien versenkt. Vom Balkon dieses Gebäudes rief Robert Blum 100 Jahre zuvor seine Mitbürger zum Kampf für die demokratischen Ideale auf.
Willi Albrecht, Delitzsch

Dufter KC

Auf diesem Wege möchte ich mich bei meinem Kompaniechef, Oberleutnant Holland, bedanken. Wir Soldaten und Unteroffiziere sehen in ihm ein Vorbild, da er sich in der Ausbildung große Mühe gibt und sich auch viel um unsere persönlichen Belange kümmert, oft bis zum Beginn der Nachtruhe. Er half mir, meinen politischen Standpunkt zu festigen. Durch seine Führung wurde unsere Kompanie beste der Einheit und konnte von Armeegeneral Heinz Hoffmann ausgezeichnet werden. Ich wünsche jedem Armeeangehörigen solch einen Kompaniechef.
Unteroffizier Hofmann

Post vom Japanischen Meer

Ein Seemann aus dem Fernen Osten sucht und tauscht: Ansichtskarten, Briefmarken, Starfotos, Zeitschriften „Das Magazin",



„Melodie und Rhythmus". Korrespondenz in deutscher, polnischer, ukrainischer oder russischer Sprache.
Wassili Switalski, Poste Restante, Wladiwostok, UdSSR

Mein Freund Nikolai Weljaminow, ul. Prawda 1/2 kw 130, Moskau A-124, UdSSR, sucht Brieffreunde (französische oder russische Sprache). Interessen: Medizin, Musik, Ballett, Psychologie.

Jetzt hat's geklingelt

Bei uns auf der Stube entstand eine Streitfrage. Es geht darum: Wie erfolgt die Verständigung zum Karabinerwechsel zwischen den Posten am Mahnmal Unter den Linden in Berlin?
Unteroffizier Hensel

Durch Klingelzeichen. In beiden Betonsockeln, auf denen die

Soldaten stehen, ist ein Metallstift eingebaut. Sobald es sich als notwendig erweist, drückt ihn ein Posten nieder, der andere quittiert, dann gibt der erstere wiederum das Zeichen und es erfolgt der Karabinerwechsel.

Die drei höchsten Ränge

In einem Postsack beantworteten Sie eine Frage nach den Generalen der Sowjetarmee. Daraus resultierend wiederum meine Frage: Welcher Unterschied besteht zwischen „Marschall der Waffengattung", „Hauptmarschall" und „Marschall der Sowjetunion"?
H.-J. Bernstein, Dresden

In der Reihenfolge ihrer Dienstgrade, und zwar so, wie von Ihnen dargelegt. Auf den Schulterstücken hat der erstere einen kleinen goldenen Stern und das Symbol seiner Waffengattung, beim nächsten ist der Stern lorbeerumkränzt, dazu wiederum das Waffengattungs-Emblem, während der höchste Dienstgrad einen großen Sowjetstern und das Staatswappen der UdSSR trägt.

Auf daß die Stuben noch voller werden

Ich bin Sammler von Typenblättern und Modellen gepanzerter Rad- und Kettenfahrzeuge sowie Raketenträger aller Staaten, beginnend mit den ersten Burstynschen Kampfwagen bis zur Gegenwart. Zur Zeit besitze ich rund 1 000 Typenblätter und etwa 50 Modelle im Maßstab 1:50. Ich suche Verbindung mit langjährigen Sammlern zwecks Ergänzung der Blätter und Modelle.
Siegfried Beutler, Konstrukteur, 372 Blankenburg, Großvaterweg 4

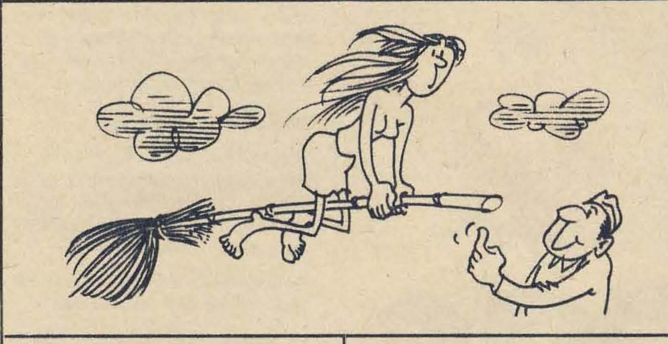
Suche Modellbogen mit militärischer Technik, biete gleiches mit ziviler Technik sowie die AR 10–12/1963, 1964, 1965.
K. Socher, 77 Hoyerswerda, Albert-Schweitzer-Str. 10

Reserve hat keine Ruh'

Für zukünftige Reservisten haben wir für das Studienjahr 1972/73 noch Plätze frei. Die Ausbildung erfolgt in der Fachrichtung Pflanzenproduktion – Getreide, – Hackfrüchte und dauert drei Jahre, davon ein Jahr Ingenieurpraktikum. Der Abschluß als Facharbeiter mit Abitur oder 10-Klassen-Ausbildung wird für eine Aufnahme vorausgesetzt. Während des Studiums wird ein Stipendium gezahlt. Bewerbungen bitte an die Agraringenieurschule Neubrandenburg-Tollenseheim, Kaderabteilung, 2001 Tollenseheim

Greif zum Besen, Kumpel!

Soweit mir bekannt ist, gibt es keine Dienstvorschrift, in der steht, daß ein Unteroffizier seine Stube selbst reinigen muß. Ist der Zugführer trotzdem berechtigt, seinen Gruppenführern zu befehlen, daß sie – ohne Angabe eines Grundes – ihre Stuben selbst reinigen, obwohl Soldaten im Zug sind, die kein Revier zugeteilt bekommen haben?
Unteroffizier Rau



Vom Ministerium für Nationale Verteidigung wäre es doch wohl zu viel verlangt, noch extra Vorschriften festzulegen, wer welches Zimmer säubert. Derartige Maßnahmen entscheiden die Vorgesetzten an Ort und Stelle. Wir meinen, die persönlichen Wohn- und Schlafzimmer sollten durch die Benutzer selbst gesäubert werden. Ausnahmen können nur dann angeordnet werden, wenn die Unteroffiziere durch dienstliche oder andere dringende Maßnahmen selbst nicht dazu in der Lage sind.

Älterer Schweiß hat auch seinen Preis

Im Dezember 1971 gab der Zentralrat der FDJ neue Bedingungen für den Erwerb des Abzeichens „Für gutes Wissen" heraus. Verfallen jetzt alle anderen Abzeichen, die vorher abgelegt wurden, oder sind sie weiterhin ein Dokument der guten Arbeit und des guten Wissens?
Unterfeldwebel d. R. Kappis, Berlin

Alle Träger der „alten" Abzeichen können sie weiterhin mit Stolz tragen, denn sie bleiben nach wie vor gültig.

In einem Zuge

In diesem Jahr bin ich zu einem halbjährigen Reservistenwehrdienst einberufen worden. Ich diente bisher nicht in der Armee. Nun weiß ich aber aus dem Wehrpflichtgesetz, daß für diese Bürger nur eine Ausbildung von drei Monaten vorgesehen ist.
Horst Engel, Potsdam

Das Gesetz unterscheidet zwischen einer dreimonatigen Reservistenausbildung und einer dreimonatigen Reservistenübung. Zur ersteren Maßnahme werden Wehrpflichtige, die noch keinen Grundwehrdienst in der NVA sowie gediente Reservisten, die weniger als drei Monate aktiven Wehrdienst geleistet haben, einberufen, um ihnen militärische Grundkenntnisse zu vermitteln. Die Übung dagegen dient der weiteren Qualifizierung aller Reservisten. Sofern es notwendig ist, kann sich diese unmittelbar an die Ausbildung anschließen, so legt es die Reservistenordnung fest. Damit wird Bürgern, denen es bis zum 26. Lebensjahr nicht möglich war, ihr Verfassungsrecht auf Aneignung umfassender militärischer Kenntnisse wahrzunehmen, eine durchgehende halbjährige militärische Praxis geboten.

Illustrationen: Klaus Arndt

Fortsetzung von Seite 26

Freedays Erblindung

du Schwachkopf! Glaubst du, dafür hätte ich mein Leben lang gearbeitet? Am besten, ich ziehe wieder zu mir."
Dieser Naivling. Ich zuckte die Achseln, stand auf, trat ans Fenster und rief einen der Uniformierten, die unten Posten bezogen hatten. Der meldete sich sofort. Dann erklärte ich Freeday, daß wir keine Wahl hätten. Die Firma hätte sich unsere Erfindung faktisch schon angeeignet und gäbe sie nicht wieder heraus. Unsere Aufgabe bestünde jetzt nur noch darin, unser Geistesprodukt so teuer wie möglich zu verkaufen.
Nach diesen Worten ließ ich ihn allein und eilte zu den Vorstandsmitgliedern, die mich bereits erwarteten. Ich muß gestehen, daß ich damals noch gar nicht genau Bescheid wußte, wie der Apparat eigentlich funktionierte, der die Strahlen induzierte. Die wichtigsten Bauteile der Apparatur befanden sich in dem kleinen Metallkasten, der mit einer Stahlnaht zugeschweißt war. Freeday hatte einmal beiläufig erwähnt, daß irgendein künstlich erzeugtes Mineral ein wichtiges Element dieser Bauteile bilde. Vorerst hatte ich keine Erklärung von ihm verlangt, da ich annahm, er könne mir doch nicht entgehen. Den Höhepunkt der ganzen Geschichte bildete der Moment, als ich im Beisein aller Herren den Apparat auf dem Dach des Hauses anbrachte und den Reflektor bei strahlendem Sonnenlicht auf eine Straßenkreuzung richtete. War das ein Effekt! Wir wußten gar nicht, wo wir zuerst hinsehen sollten. Die Passanten blieben wie auf Befehl stehen und griffen sich alle gleichzeitig an die Augen. Ein großer offener Chevrolet, der vierzig Stundenmeilen fuhr, bremste scharf, geriet ins Schleudern und rammte eine Hausecke. In den ersten zwei oder drei Sekunden herrschte Stille; die Leute versuchten sich wohl klar zu werden, was mit ihnen geschehen war. Danach ertönte ein Geschrei. Erst leise, dann immer lauter und durchdringender. So ähnlich muß es in Hiroshima gewesen sein, als dort die Atombombe explodierte. Dieser letzte Versuch entschied alles. Das Aufsetzen der Verträge nahm mehrere Stunden in Anspruch, und als ich zu mir ins Erdgeschoß hinunterging, war es bereits Abend. Draußen kündigte sich ein Gewitter an, es goß in Strömen, und vor den Fenstern herrschte undurchdringliche Finsternis.
Ich wollte Emily und den Kindern gerade eröffnen, daß die Sache zu einem guten Abschluß gekommen sei, als das Licht im Zimmer plötzlich verlosch. Ich tappte im Dunkeln zur Tür und trat auf den Flur hinaus. Jemand schob sich schnaufend an mir vorbei. Ein Streichholz flammte auf, und der Lichtschein fiel sekundenlang auf die Visage des Kerls von der „Armour", der als erster hier eingetroffen war. Er war äußerst gereizt und fragte mich, wann der Unfug mit dem Licht endlich aufhöre. Ich machte einen Bogen um ihn, brubbelte eine Entschuldigung und tastete mich an der Wand entlang zur Treppe. Der Apparat befand sich oben im Salon, und obwohl er ständig von zwei Posten bewacht wurde, hegte ich schon die schlimmsten Befürchtungen. Ich hatte die Treppe erreicht, als über mir die erste MPi-Salve krachte. Ich dachte, mich rührt der Schlag. Ohne auf die Stufen zu achten, stürmte ich hinauf, fiel, sprang wieder auf und rannte mit vorgestreckten Armen zum Salon. Vor den Fenstern zuckte ein Blitz auf. Ein bläulich-bleicher Lichtschein erhellte alles sekundenlang, und ich sah jemand den Korridor entlanglaufen und einen leblosen Körper vor der Salontür liegen. Ich hastete dem Laufenden entgegen, bekam etwas zu fassen, das sich später als der zweite Wachposten entpuppte, und fiel hin. Die Gestalt auf dem Flur kam näher, ich hörte ihre Schritte, kroch auf allen vieren heran und konnte sie am Bein packen. Der Mann riß sich los, und im gleichen Moment bekam ich einen entsetzlichen Fußtritt gegen die Zähne. Der Flüchtende war nämlich Freeday gewesen. Ich hatte keine drei Schritte gemacht, als links von mir eine MPi-Salve losratterte, rote Punkte blitzen in der Dunkelheit auf. ... Mit einem Wort, ich wurde so zugerichtet, daß ich, bereits aus dem Krankenhaus entlassen, noch ein halbes Jahr nur auf Krücken laufen konnte.
Gegen Morgen, als sich die Gemüter etwas beruhigt hatten, stellte sich heraus, daß ungefähr zwanzig Wachposten verwundet waren, davon drei schwer. Ich hatte nur die eine Hoffnung, daß man Freeday verwundet oder tot im Garten finden möge. Aber Freeday blieb verschwunden, genauso wie sein Metallkasten mit den wichtigsten Bauteilen. Wissen Sie, was dieser Verrückte gemacht hatte? Am Abend war er in den Keller hinuntergestiegen, in den Raum, wo sich die elektrische Zählertafel und die Kabelzuführung befinden, und hatte das Hauptkabel unterbrochen. Danach war er in den Salon hinaufgeeilt, hatte die beiden Wächter betäubt und das Kernstück des Apparates fortgeschafft.
Unter meiner Anleitung arbeitete das Laboratorium der Firma „Armour" noch ein Jahr lang an dem Projekt. Doch ich hatte Freeday zu wenig Wissen abgeluchst, um den Apparat rekonstruieren zu können. Über Freeday selbst laufen Gerüchte um, daß er sich nach New York abgesetzt habe. Und von da aus weiter nach Europa.

Diese gekürzte Erzählung wurde dem Sammelband „Die Stimme aus der Antiwelt" entnommen, der im Herbst 1972 im Verlag Volk und Welt/Kultur und Fortschritt erscheint.



Neue sowjetische Bodenbearbeitungsmaschinen

Mehrere auf einem einheitlichen Grundtyp basierende Raupenfahrzeuge mit luftgekühlten Motoren, die eine Leistung von 220 PS, 330 PS und 500 PS haben, sind im Traktorenwerk von Tscheljabinsk entwickelt worden. Die ersten zwei Arten werden jetzt mit einer Anhängevorrichtung für Planiergeräte und Bodenlockerer praktisch erprobt, während der 500-PS-Traktor noch auf dem Prüfstand im Laboratorium Versuchen unterzogen wird. Die Fahrerkabinen dieser Traktoren sind weit vorgebaut, damit der Fahrer den unmittelbaren Arbeitsplatz gut überblicken kann. Die Traktoren und die Anhängervorrichtung lassen sich durch Stellantriebe leicht bedienen. Ein hydraulischer Antrieb kann die Zugkräfte je nach Belastung automatisch regulieren. Elastische Stoßdämpfer-Aufhängungen gewährleisten ein erschütterungsfreies Fahren.

Katamaran-Flugzeugträger?

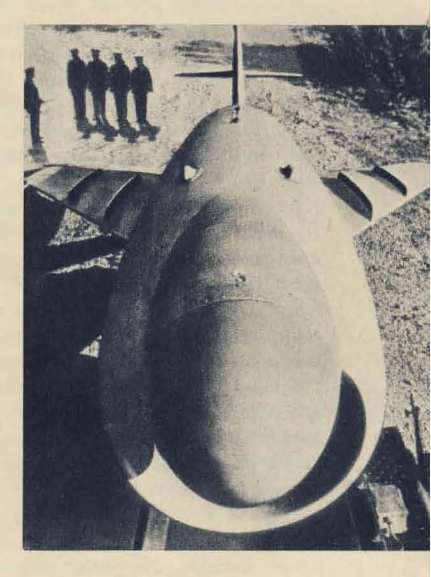
Um die Aggressionsbereitschaft der Flotte zu stärken, will die US-Navy anstelle eines großen Flugzeugträgers mit über 90 000 ts Einsatzverdrängung für die gleichen Kosten fünf bis sechs kleinere Angriffsträger mit rund 11 000 ts Verdrängung bauen. Das wird gegenwärtig in Kreisen der US-Kriegsmarine erwogen. Die kleineren Träger sollen in Katamaran-Bauweise, d. h. mit zwei Rümpfen entstehen, um eine möglichst stabile Plattform für den Flugbetrieb zu erhalten, und um nicht zu starke Antriebsanlagen einbauen zu müssen. Dieser Schiffstyp soll etwa 12 Flugzeuge an Bord nehmen können.

Heißwasser-Kurzstartmethode erprobt

Die bereits seit längerem bekannte Methode, mit einer heißwasserbetriebenen Starthilfsrakete die Startrollstrecke von Kampfflugzeugen zu verkürzen, wurde kürzlich im Schweizer Flugzeugwerk Emmen mit der Mirage III S erfolgreich angewendet. Der Startweg konnte um über 50% auf etwa 400 m verkürzt werden. Diese Methode soll gegenüber Fest- oder Flüssigkeitsraketen die Startleistungen von Flugzeugen verbessern und Starts mit Überlast ermöglichen.

Panzertransport auf Tiefladern

Für den schnellen Transport von Panzern über große Entfernungen verwenden verschiedene Armeen der sozialistischen Militärkoalition sechsachsige Schwerlasttransporter sowjetischer Konstruktion. Die eigentliche Transporteinheit des Fahrzeuges ist als aufgesattelter Tieflader ausgelegt. Diese Methode des Transports der Panzer ist ökonomischer als weite Fahrten auf eigener Kette. Es werden Transportausfälle vermieden und auch viele Fahrkilometer eingespart, die der Gefechtsausbildung oder dem Gefechtseinsatz zugute kommen.



Geflügelte „Küstenartillerie"

Zur Bekämpfung von Überwasserschiffen werden in der sowjetischen Seekriegsflotte Raketen unterschiedlicher Art eingesetzt. Eine Gruppe davon sind die Flügelgeschosse. Sie werden sowohl von Kreuzern, Zerstörern und Schnellbooten gestartet als auch landseitig – als „Küsten-



artillerie". Diese, einem Strahlflugzeug ähnlichen Geschosse, weisen eine variable Flughöhe auf und sind in allen Flugphasen lenkbar. Ihre Trefferwahrscheinlichkeit ist außerordentlich hoch, sie übertrifft die der herkömmlichen Küstenartillerie um ein Vielfaches.

Fahrbare Werkstatt aus Jelcz

Das Kraftwagenwerk in Jelcz, VR Polen, hat sich auf die Produktion des Werkstattwagens 574-3 spezialisiert. Diese fahrbaren Werkstätten lassen sich vielseitig verwenden, weil sie mit rund tausend verschiedenen Maschinenteilen und Werkzeugen ausgestattet sind und außerdem eine Vorrichtung zum Heben kleinerer Lasten besitzen. Sie können universell für Reparaturen an fahrenden Maschinen aller Art sowie an Kraftwagen eingesetzt werden. Dieses Spezialfahrzeug ist gegenwärtig einer der wichtigsten Exportartikel des Jelczer Werkes. Hauptabnehmer ist die Sowjetunion, die bereits 400 solcher Wagen bestellt hat.

„Rotaugen" für Hubschrauber

Die Firma General Dynamics, ein führendes Rüstungsunternehmen der USA, hat den Streitkräften seine Rakete „Redeye" (Rotauge) als Hubschrauberbewaffnung angeboten. Aus wiederverwendbaren Behältern, rechts und links am Hubschrauber angebracht, soll die Rakete auf bewegliche Bodenziele abgeschossen werden. Mit Hilfe eines Infrarot-Suchkopfes visiert der Flugkörper das wärmeausstrahlende Ziel automatisch an, ohne daß der Schütze Kurskorrekturen vornehmen muß.

Kanonen von Laser „gesteuert"

Mit einem in Schweden konstruierten Laserstrahlen-Entfernungsmesser sollen sowohl Artillerie- als auch Panzergeschütze bis zu 10000 m Schußentfernung „gesteuert" werden können. Das periskopförmige Gerät vermittelt alle notwendigen „Daten" automatisch einem eingebauten Feuerkontroll-Computer.



Bugsierboote mit „Klappschrauben"

Die Pioniertruppen der Ungarischen Volksarmee verwenden beim Brückenbau mit dem Pontonpark PMP Bugsierboote eigener Konstruktion. Es sind räderlose Boote mit zwei abklappbaren Schiffspropellern am Heck, die über ein sogenanntes Z-Getriebe bewegt werden, d. h., die Antriebswelle der Schrauben verläuft Z-förmig. Zum Verladen auf das Trägerfahrzeug (KrAZ 214) werden die Boote mittels einer Seilwinde direkt aus dem Wasser auf den LKW gezogen.

Erstes japanisches Schnellboot mit Gasturbine

Die japanische Marine stellte vor kurzem ihr erstes mit Gasturbinenantrieb ausgestattetes Torpedo-Schnellboot in Dienst. Das Boot hat eine Wasserverdrängung von 100 ts (Typ), ist 35 m lang, 9,2 m breit und geht 1,2 m tief. Die Antriebsanlage ist für eine Höchstgeschwindigkeit von 40 kn ausgelegt. Als Bewaffnung führt das Boot vier Torpedo-Einzelrohre 533 mm sowie zwei Kanonen.

Elektromotore wasserdicht

Im Institut für Seewirtschaft zu Gdansk wurde eine Methode entwickelt, wonach unter Wasser arbeitende Elektromotoren vor Feuchtigkeit und Kurzschlüssen geschützt werden. In die Motoren wird neutrales Gas unter Druck eingefüllt, das dem Wasser jeden Zutritt verwehrt. Das Verfahren ist bereits patentiert.



Raketenjagdpanzer AML-NA 2

Die französische Armee rüstete den Vierrad-Aufklärungspanzer AML 245 zum Raketenjagdpanzer um. Zu beiden Seiten eines speziellen Drehturmes wurden Startvorrichtungen für vier Panzerabwehrlenkraketen Typ SS 12 installiert. Das Fahrzeug ist 3680 mm lang, 2000 mm breit und 1900 mm hoch. Höchstgeschwindigkeit: 90 km/h. Die Gefechtsmasse liegt bei 5,5 t.

Die schwarzen roten Flecke

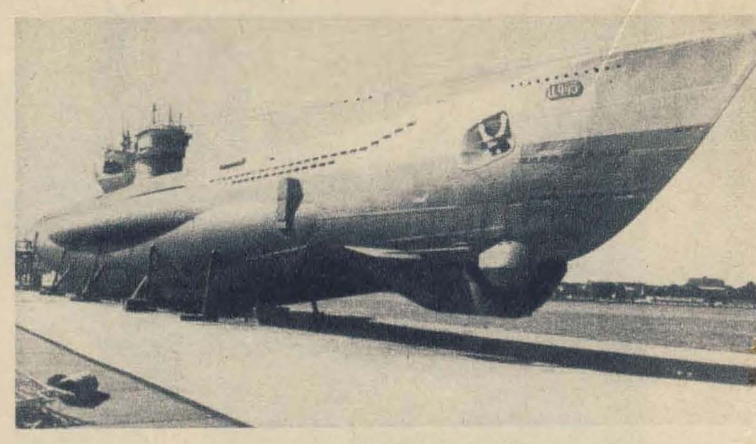
Kiel, eine gastgebende Hafenstadt der Ostsee. Alljährlich zur „Kieler Woche" bietet die Stadt ein Stelldichein. Da kreuzen Jachten aus vielen (NATO-) Ländern die Wellen, und da liegen Zerstörer auf der Reede. Die „Lütjens" zum Beispiel, benannt nach einem Admiral der Nazi-Kriegsmarine, der sinnlos 2000 Matrosen mit in den Tod nahm, aber Minuten vorher noch ein Ergebenheitstelegramm an seinen „Führer" Adolf Hitler abschickte.
Im Spätsommer dieses Jahres werden nun die weißen Jollen, Drachenboote und Finndinghis vor Kiel aufkreuzen. Olympia, die Göttin des sportlichen Friedens, hat gerufen. Und Zuschauer ist auch ein Mann mit durchgeistigter Stirn.
Von einem Denkmal ist die Rede. Auf einem schulterhohen Obelisk ruht ein Kopf. Ein weltberüchtigter Kopf. Ein König war er. Deutschlands Kanonenkönig."
„Herr Krupp, kennen Sie die Matrosen Köbis und Reichpietsch?"
Er verzieht sein Gesicht. Ihn widert es an. Was Wunder. Er kennt die beiden. Die Kinder und Jugendlichen im Park jedoch haben die Namen nie gehört. Die beiden revolutionären Matrosen gab und gibt es nicht in westdeutschen Schulbüchern. Für diese „rote Pest" gibt es in der Stadt der „Kieler Woche" eine strenge Quarantäne. In der Stadt der Ostseewoche, Rostock, kennt dagegen jedes zehnjährige Kind die roten Matrosen Köbis und Reichpietsch, die 1917 den Flottenaufstand gegen den deutschen Militarismus organisierten. Aber auch der Herr Krupp kennt sie. Auf SMS „Friedrich der Große" fuhr jener Max Reichpietsch als Heizer. Das Schiff war nach dem Preußenkönig benannt, der bereits über hundert Jahre das Zeitliche gesegnet hatte. Es war aus Kruppstahl gebaut. „Friedrich der Große" war 1917 er selbst, er – Friedrich Krupp.
„Herr Krupp, die beiden roten Matrosen wurden, weil sie den Krieg beenden wollten, in Köln erschossen."
Der Herr Krupp würde lächeln. Er ist mit dem Kaiser durch Köln gefahren, und er hat dort Adolf Hitler empfangen. Was soll man mit Meuterern anderes tun als erschießen? Pardon wird nicht gegeben! Einen neuen Zünder für Granaten hatte er, Krupp, an eine französische Firma verkauft. Sie schlugen in die deutschen Reihen wie in die französischen. Hätten sie nur jene „vaterlandslose Gesellen", Köbis und Reichpietsch auch getroffen! Es hätte keine dunklen Flecke auf der Montur der „stolzen" Marine gegeben.
Würde Krupp sagen.
„Herr Krupp! Hier in Kiel steht Ihr Erinnerungsstein..."
„Was heißt Stein? Es ist zwar nicht bombastisch errichtet. Die Zeiten waren nicht so. Aber wer schon alles hier war! Die Bundesmarine und der Großadmiral Dönitz..."
„Der in Nürnberg wegen Kriegsverbrechen verurteilt wurde..."
„Ich wurde in Nürnberg auch verurteilt. Für das Selbstverständlichste von der Welt. Was wäre ein Geschäftsmann, der nicht verdienen will. Ob mit Kohlenanzündern oder mit Granatzündern, das ist egal. Oder nicht egal. Beim zweiten verdient man mehr."
Und er würde lächeln dabei. Aber in Gelächter ausbrechen bei folgender Ankündigung:
„Herr Krupp, an ihrer Seite wird sich bald eine monumentale Figurengruppe erheben. Sie stellt die roten Matrosen Köbis und Reichpietsch dar."
Er würde lachen. Schallend lachen. Wo gibt es ein solches Denkmal in der BRD?
Eben dieses Denkmal steht in Rostock. Aber in Kiel oder Wilhelmshaven? Dreimal kurz gelacht! In Kiel und Wilhelmshaven pflegt man andere Traditionen. Auch in Mürwik. Hier in der Flottenschule der Bundesmarine existiert ein Marinemuseum. Hier werden die Flaggen der kaiserlichen und der faschistischen Marine gezeigt und geehrt. Fotos und Gemälde von Seeschlachten sollen den Stolz auf die „deutsche" Marine heben. Da kreuzt auch das Schlachtschiff „Bismarck" auf. 1943 war es von



englischen Schiffen versenkt worden. Ein sinnloser „Ausflug" aus dem Heimathafen sollte noch einmal einen Schlag gegen die Handelswege der Alliierten führen. Als das Schiff kampfunfähig war, lehnte der kommandierende Admiral es ab, die Besatzung auszusetzen. Er ließ vielmehr das Schiff sprengen. Vor diesem Mord aber versicherte er noch in einem Telegramm an seinen „Führer" Adolf Hitler seinen festen Glauben an den Endsieg im Eroberungskrieg. Lang, lang ist's her?

Viermal kurz gelacht!, würde der Herr Krupp sagen. Jener Kommandant des Schlachtschiffes „Bismarck" hieß Lütjens. Ein Zerstörer der Bundesmarine trägt heute seinen Namen. Manche in der Bundeswehr kreiden ihm vielleicht den Funkspruch an. Sein anderes Verhalten nicht. Im Gegenteil! Das sinnlose Verheizen der „Bismarck" gilt in der Bundesmarine als *vorbildliches* Verhalten von Offizieren, als Beispiel der Befehlsausführung, bis zum Letzten. Deshalb

gab es in der Bundeswehr und speziell in der Bundesmarine nur einhellige Zustimmung, als der erste Raketenzerstörer der Bundesmarine den Namen „Lütjens" erhalten sollte. Das war noch unter dem Kriegsminister Schröder, Herr Krupp. Ein Weilchen ist es doch schon her. . .
Fünfmal kurz gelacht! Könnte ein Herr Krupp in diesem Falle sagen und fortfahren: „Die Namenswahl war in der Tat noch unter Minister Schröder. In Dienst gestellt unter diesem Namen aber wurde er unter Minister Helmut Schmidt."
Und der „Kanonenkönig" könnte seine Blicke freudestrahlend in die Ferne schweifen lassen. Nicht in allzuweite Ferne. Kurzab von Kiel liegt das Kurörtchen Laboe. Bekannter als durch seinen Badestrand ist es durch sein Marinedenkmal geworden.
„In Dienst gestellt" wurde vor dem Marinedenkmal im vergangenen Jahr auch ein U-Boot. Es ist schon ein altes aus dem zweiten Weltkrieg – das U-995. Wahrscheinlich auch aus Kruppschem Stahl. Es war ein Boot, daß sich irgendwo in Norwegen, so heißt es, dem Griff der Gegner entziehen konnte und Symbol für die Marine sei, die im Gegensatz zu 1917 und 1918 geschlossen bis zum Ende zur Fahne gestanden habe.
Ja, der Kapitän Ostertag zum Beispiel ist heute sogar im Range eines Admirals Kommandeur der Marineoffiziersschule in Mürwik. Er war 1945 Kommandeur jenes Verbandes, zu dem auch das Minenräumboot M 612 gehörte. Der Fernsehfilm „Rottenknechte" berichtete darüber. Noch am 10. Mai 1945 waren Matrosen des Schiffes, weil sie jenen Krieg und die Faschisten verabscheuten, standrechtlich erschossen worden. Ostertag hätte es verhindern können. Der Kapitän Ostertag tat es nicht. Der Admiral Ostertag brüstet sich

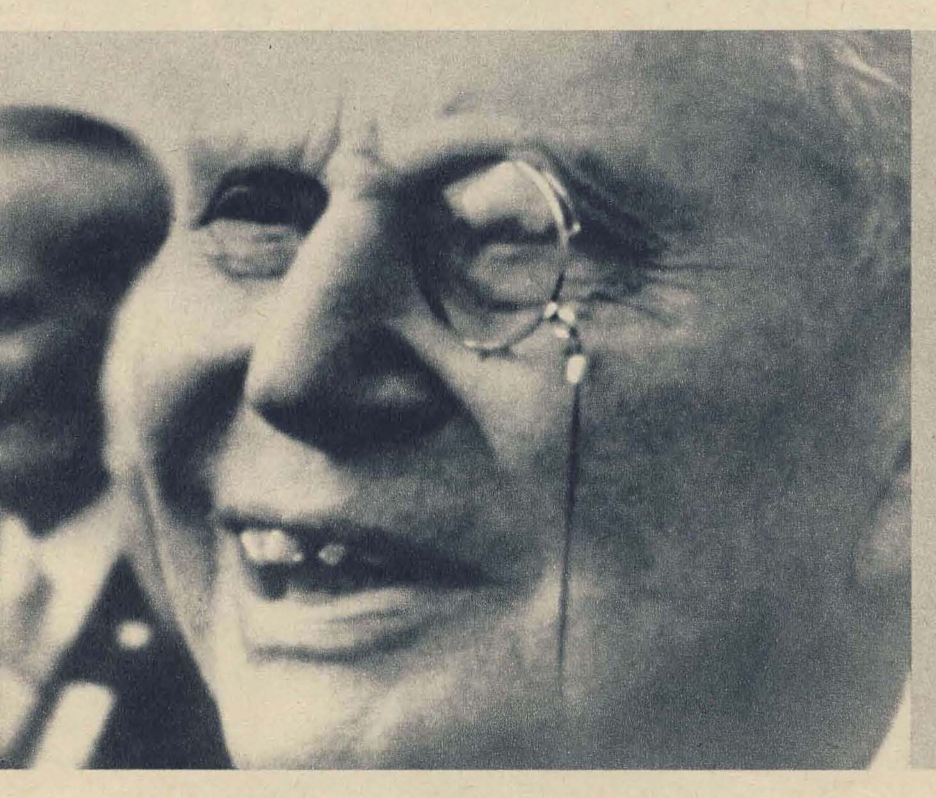


heute mit seinem Entscheid. Und er ist verantwortlich für die Ausbildung des gesamten Offiziersnachwuchses der Bundesmarine. . . Welchen Platz können da noch die Revolutionäre Köbis und Reichpietsch haben? Der Herr Krupp kennt jene auch in die Presse gedrungene Affäre von der Evangelischen Akademie in Glücksburg/Ostsee. Als dort der Referent Beermann vor Marineoffizieren erklärte: „Köbis und Reichpietsch stehen mir näher als Raeder und Dönitz", die in Nürnberg wegen Kriegsverbrechen angeklagten Naziadmirale, da verließen alle anwesenden Marineoffiziere unter Führung des ehemaligen „U-Boot-Helden" Schuhart demonstrativ den Saal.
Ja, Herr Krupp! Wo die Bundesmarine ist, da kann kein Platz sein für das Andenken und den Geist der revolutionä-





ren Matrosen Köbis und Reichpietsch.
Immerhin, Herr Krupp – ironisch gefragt – gibt es ja auch ein offizielles Beifallklatschen für jene Offiziere, die am 20. Juli 1944 gegen Hitler in Aktion traten!?
Welche Miene der Herr Krupp hier zur Schau geben würde, ist nicht ganz sicher. Eins ist so sicher wie Kruppstahl im Krieg Riesenprofite abwarf: Der Putsch vom 20. Juli 1944 hatte bei den meisten der teilneh-



„Was hat da dieser Lenin 1917 über den einzig schwarzen Fleck unserer stolzen Kriegsmarine gesagt: ‚Das Anwachsen der Weltrevolution ist unbestreitbar . . . das Wichtigste aber ist der Aufstand in der deutschen Flotte'? Zerschlagt seine Bilder und Werke mit uns, junge Kameraden, die ihr zu uns gestoßen seid. Auch unser altes, neuaufgestelltes U-995 weist euch den Kurs. Und, Jungs, zerschlagt seine Bilder nicht nur im Kleinen."

menden Offiziere das Ziel, den Krieg im Westen zu beenden, das „kruppsche" System zu retten und alle freigewordenen Kräfte gegen den alten Hauptfeind, gegen die „Roten" im Osten, zu werfen. Die bewußtesten Matrosen 1917 hatten dagegen revolutionäre Ziele. Deshalb könnte der Herr Krupp wie andere westdeutsche Politiker, die reaktionären Offiziere des 20. Juli loben, wenn auch mit gemischten Gefühlen. Sicher aber verketzerte er die revolutionären Matrosen. Und unbedingt hätte auch er Verständnis für den Ostertag und andere Ostertage.
Denkt man dort an den ersten Weltkrieg, kommt man nicht in jedem Falle an den roten Matrosen vorbei. Spricht man vom zweiten Weltkrieg, gibt es die Verneigung vor den ehemaligen und in Nürnberg an den Pranger gestellten Oberbefehlshabern Raeder und Dönitz. Ein verhaltener Stolz kommt auf, wenn festgestellt wird, daß das „große Versagen" der Marine und die „Schande der Revolution" durch die Flotte am Ende des zweiten Weltkrieges mit der Loyalität zur Führung am 20. Juli 1944 ausgeglichen wird. Ja, ein Denkmal für Köbis und Reichpietsch wird und kann es nicht geben an der Seite eines Denkmals für Krupp. Den Kindern und Jugendlichen verschweigt man den Namen der roten Matrosen. Und wenn dann doch einmal von unseren Genossen Köbis und Reichpietsch die Rede geht, steuert man zwei Kurse. Der erste: „Bei jener Meuterei ging es nur ums Fressen. Gammelei in den Häfen schafft eben Disziplinlosigkeit. Man darf die Marine sich nicht in den Häfen festscheißen lassen." Der zweite Kurs: „Das waren Rote, Kommunisten, Subjekte, wie sie heute im Osten regieren. Im Osten aber ist unser potentieller Feind."
Beide Kurse überschneiden sich, aber münden doch immer wieder im gleichen Hafen: „Jeder Befehl unserer Führung wird ausgeführt." Die nur eine imperialistische sein kann, Herr Krupp? Auf diese Frage verzieht er gelangweilt sein Gesicht.
Mit rechten. Stünde er denn sonst noch dort? –th








Na ja, das ist doch ganz einfach – Befehl ist Befehl, denkt unser Mann. Nennen wir ihn Siegfried R., Anfang vierzig, ungedienter Reservist, im Zivilleben Journalist. Reservist R. wird durch des Geschickes und des Wehrkreiskommandos Mächte zum ersten Mal in seinem Leben mit einem militärischen Befehl konfrontiert, der mit der Formel beginnt: „Gemäß Wehrpflichtgesetz vom . . ."
Vierzehn Tage später ist aus dem Reservisten R. der Soldat R. geworden, mit dem zusätzlichen Auftrag versehen, mal Umfrage zu halten gemäß der Überschrift. Nach weiteren vierundzwanzig Stunden zeigt sich, wie schwer die Worte Befehl und Disziplin wiegen. Soldat R. hat sich bisher für einen disziplinierten Menschen gehalten, der die Notwendigkeit der Einordnung ins Kollektiv begriffen zu haben glaubte. Jetzt spürt er, daß es gar nicht so leicht ist, schon bei Kleinigkeiten das zu tun, was ein anderer anordnet, ohne darüber zu diskutieren oder die Anordnung als eine Meinung aufzufassen, zu der man seine Gegenmeinung an den Mann bringen kann . . .
Das bestätigt Unteroffizier Holger Schumann (19): „Manchmal fällt mir das Gehorchen schwer. Aber in der Armee kann man nicht erst fragen: Möchten Sie mal dieses oder jenes tun? Da kann es nur eine klare Aufgabenstellung geben, also einen Befehl!" Und Soldat Wolfgang Kellig ergänzt: „Disziplinlosigkeit würde zur Desorganisation führen, also die Gefechtsbereitschaft schwächen!"
Gefreiter Günter Jähnichen (21) gesteht, daß er einige Zeit brauchte, sich „daran zu gewöhnen", dann hatte er „schließlich nachgegeben", wie er sagt. „Nein, noch nicht gleich richtig eingesehen, eben nur, um keine Scherereien zu haben!"
Aber wie sieht es Günter heute? „Ehrlich: Man kann nicht bloß mitmachen. Wir müssen wissen, daß wir den Gegner im Ernstfall nur schlagen können, wenn wir besser sind als er, nicht nur in der Technik, sondern im Kopf und in unserem Willen . . ."
Wer weiß, wessen Waffen er trägt und wofür er sie einsetzt, sieht in der militärischen Disziplin mehr als nur passiven Gehorsam, der begreift sie als „eine Form des gesellschaftlichen Bewußtseins". (Unteroffizier Gregor Vizens, 24.)
Andererseits ist das Gehorchen oft nicht leicht. Wo liegt hier der Widerspruch? Der Soldat Peter Klepzig (20) hat schon mehrere Bestrafungen „eingefangen", „kleine Sachen nur, Ausgangssperre und so", wie er sagt, „weil ich mich am Anfang nicht einfügen konnte – oder manchmal nicht wollte, wenn ich aufrichtig sein soll . . . Aber Sport ist meine Leidenschaft, ich bin mächtig stolz auf meine MKE-Ergebnisse, da strenge ich mich auch in der Freizeit an. Mein Gruppenführer hat mir einmal die lapidare Frage gestellt, warum ich da so gut bin und auf dem Ex-Platz oder im Innendienst nicht, und ob das bloß an den Muskeln liege? Da habe ich spontan geantwortet: Nee, daran liegt's nicht bloß, vielmehr am Training, am ständigen Wiederholen, an der Ausdauer dabei, auch

GEHORCHEN-



Die aktuelle Umfrage

mit Befehlen oder Kommandos, die ich mir dabei selber gebe... Und weil es mir eben Spaß macht." Peter Klepzig gibt zu, daß ihm bei der Auseinandersetzung mit dem Gruppenführer ein Licht aufgegangen ist, welcher Zusammenhang zwischen Einstellung und Verhalten besteht. Und andere Genossen können es bestätigen. Wir wollen hier nicht die militärische Grundausbildung mit sportlichem Wettkampftraining gleichstellen. Aber ein gut Teil der dazu notwendigen Disziplin und Leistungsbereitschaft, vor allem auch der *Selbst*disziplin, muß jeder Soldat auch in der täglichen Ausbildung beweisen. Damit befreit er sich am schnellsten von der Unsicherheit, etwas „nicht zu können". Er legt damit, wie es der Gefreite Rolf Böhme ausdrückt, selbst den Grundstein zur Erfüllung seiner militärischen Aufgaben. „Gehorsam ist doch nichts anderes als Einordnung, und zwar in etwas, das man nicht immer und überall überschauen kann." In einem militärischen Kollektiv ist einer für den anderen verantwortlich, man muß sich aufeinander verlassen können, „damit sich auch der Vorgesetzte auf seine Einheit verlassen kann" (Gefreiter Hansdieter Kauthe, 20). „Dazu ist einheitliches Handeln erforderlich", bekräftigt Unteroffizier Siegfried Knoblich (21), „das geht selbst bei Kleinigkeiten nur mit Befehl. Befehle jedoch müssen so sein, daß sie jeder begreift, daß sie durchführbar sind und daß man sie möglichst nicht lustlos ausführt."
Eines erscheint logisch: Wenn der Soldat die Zusammenhänge erkennt, die zwischen einem Befehl und dessen Ausführung und anderen, örtlich oder zeitlich davon getrennten Maßnahmen bestehen, wird er diesen Befehl zielgerichteter ausführen, als wenn er sich nur als „Rädchen im Getriebe" fühlt. Natürlich wird es auch Befehle geben, die nicht erläutert werden können. Kompaniechef Leutnant Klaus Skiba (22) stellt das ausdrücklich fest: „Der Kommandeur muß Situationen berücksichtigen, die seinen Männern nicht bekannt sind, schnelle Entschlüsse sind notwendig und schnelles Handeln. Da gibt's kein ‚Warum?', da gilt nur der Befehl." Spätestens hier kommt die Frage nach dem Zusammenhang zwischen militärischem Gehorsam und dem bewußten, schöpferischen Mitdenken bei der Befehlsausführung. So mancher glaubt, das schließe einander aus. Auch unser vom Reservisten zum Soldaten R. gewordene Mann war anfangs nicht frei von solcherlei Anfechtungen. „Tu, was befohlen wird, und laß, was nicht befohlen wurde!" hatte ihm vor der Einberufung ein „Wohlmeinender" gesagt. Jedoch da ist auch die Meinung des Offiziersschülers Gerhard Röder (21), und sie überzeugte den Soldaten R. mehr als jener „gute Rat": „Nicht bloß sture Befehlsausführung, sondern Mitdenken – wie geht es schneller, exakter; Absicherung und Kontrolle jeder Handlung." Dazu, das betonte Gerhard nicht extra, braucht man seinen Kopf. Und wer möchte ihn wohl nicht gebrauchen? „Wir werden doch nicht zum Spaß ausgebildet.

1. Soldatenpflicht?

Wenn ich nicht mitdenke oder einen Befehl nicht genauestens ausführe, kann das meinem Kumpel im Ernstfall das Leben kosten, oder mir selbst. Immer daran denken: Mir gegenüber liegt der Gegner, und der will nicht nur dem Sozialismus an die Kehle, sondern auch mir persönlich." Soweit Gefreiter Rolf Böhme.
Jeder wird einsehen, daß es außerdem eine Art von Befehlen gibt, bei denen die militärische Geheimhaltung jeden Aufschluß über Zusammenhänge verbietet. „Befehle zur Vorbereitung militärischer Maßnahmen im Gefechtsfeld beispielsweise können nicht erläutert werden", präzisiert Oberstleutnant Schulze. „Die Hauptsache dabei ist das richtige Verhältnis zwischen Kommandeur und Soldaten. Bei den Genossen muß das Vertrauen und die Gewißheit vorhanden sein, daß der Befehl richtig und überlegt ist, daß der Kommandeur dahintersteht." Mit anderen Worten bestätigt das Gefreiter Guntard Mewes, Richtschütze einer Fla-SFL: „Ich habe volles Vertrauen zu meinem Batteriechef. Von Sekunden hängt viel ab, so daß meist nur die knappste und eindeutigste Aussage möglich ist – und wenn eine Folge von Befehlen präzise ausgeführt ist, dann bin ich ebenso stolz wie alle auf unserer ‚Spritze'..." Hier spricht Guntard Mewes etwas an, das dem Chronisten hervorhebenswert erscheint: das Erfolgserlebnis, das sich letztlich mit der vorbildlichen Erfüllung einer jeden Gefechtsaufgabe verbindet. „Der Erfolg gibt uns Kraft und Sicherheit", resümiert Gefreiter Ralf Preller (24) und drückt deutlich aus, daß diese Kraft als eine Grundlage unserer militärischen Stärke ihre Wurzeln in unbedingter Disziplin hat. „Allerdings gehört dazu eben auch eine ganze Menge von dem, was ich bei der Ausbildung in der Kaserne gelernt habe, unter anderem auf dem Ex-Platz."
Immer wieder taucht ein Argument auf: der Unterschied in der Disziplin „drinnen" und „draußen". Viele Genossen meinten spontan, draußen werden Befehle exakter ausgeführt, „weil's da mehr Spaß macht!" Major Fleischer nennt als Ursache den unmittelbaren Kontakt aller Männer zueinander, das Vorbild, die gegenseitige Kontrolle und vor allem den ständigen Wechsel der Ereignisse, der keine Monotonie zuläßt. „Aber wenn die Übung länger dauert, dann zeigt sich sehr schnell, daß nur die Einheiten ‚stehen', bei denen es mit der Disziplin auch ‚drin' hinhaut..." Das sieht Oberstleutnant Ehlert nicht anders, und er ergänzt: „Im Gelände ist kein Raum für Passivität. Auch die sonst weniger aktiven Genossen müssen mitziehen. Hier ist die Vorbildwirkung der Vorgesetzten unmittelbar. Charakterfestigkeit und Lebenserfahrung setzen sich durch..." Und das militärische Können, von der Grundausbildung bis zu den Spezialkenntnissen, möchte unser Chronist, Soldat R., hinzufügen. Disziplin und Gehorsam werden um so selbstverständlicher, je mehr die dazu notwendigen Grundkenntnisse und Verhaltensweisen ebenso wie die Erkenntnisse der klassenmäßigen Erziehung in Fleisch und Blut übergegangen sind. Zitieren wir noch einmal Oberstleutnant Ehlert: „Der Soldat muß nach einem Jahr Dinge auf sich nehmen, die sehr, sehr schwer sind – und er muß sie in dem Bewußtsein auf sich nehmen, sie erfüllen zu können. Dazu gehört auch die ideologische Klarheit über unseren Staat, das Vertrauen in die Richtigkeit der Politik von Partei und Regierung und unserer militärischen Hauptaufgabe. Wer das begriffen hat, der sieht auch den Zusammenhang zwischen Gehorsam und persönlicher Verantwortung und kämpft besser als der Söldner."
An dieser Stelle sei der Umfrage eine Meinung hinzugefügt, die sehr treffend den Komplex der militärischen Disziplin umreißt: „Der Dienst in den Streitkräften ist eine verbindliche Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft", schrieb einmal Marschall der Sowjetunion R. I. Malinowski. „Der Militärdienst gewährt jedem die volle Freiheit, die besten Eigenschaften einer willensstarken Persönlichkeit zu entwickeln und fordert gleichzeitig, dem eigenen Willen die in der Armee notwendige Selbstbeschränkung aufzuerlegen. ‚Ich will nicht', ‚ich möchte nicht' und ‚ich kann nicht' darf es in der Armee nicht geben. Wenn ein Befehl erteilt ist, muß man wollen, mögen und können. Das ist eine große gesellschaftliche Verpflichtung, der Sinn des selbstlosen Dienstes für die Heimat."
Es ist nicht leicht, sich von dieser Höhe der Betrachtungsweise wieder hinabzufinden in die Erdnähe der inneren Ordnung und des täglichen Gehorsams. Und doch scheint mir, der ich zum Chronisten dieser Meinungen wurde, bewiesen zu sein, welch enger Zusammenhang besteht zwischen „dem verflixten Bettenbau, der Spindordnung und dem ‚Waldkehren'" (Gefreiter Lutz Schreiber, 20) und der Feststellung: „Befehl und Gehorsam sind die beiden Seiten der militärischen Disziplin" (Marschall Malinowski). Hauptfeldwebel Heinz Schönfelder (22) soll deshalb das Schlußwort erhalten: „Ich sehe eine Einheit zwischen sozialistischer Demokratie und Befehl. Jeder Befehl ist ein Stück unseres Klassenauftrages. Und wir haben oft genug Gelegenheit und nutzen sie, uns im Gespräch darüber Klarheit zu verschaffen, in der FDJ-Versammlung und in der Parteigruppe oder bloß so von Mann zu Mann, und hier kann jeder dazu beitragen, die Überzeugungskraft der politischen Argumente richtig zur Wirkung zu bringen. Wenn ein Befehl erteilt wird, diskutieren wir nicht darüber. Aber wir nutzen jede Möglichkeit, in der Auswertung darüber zu sprechen. Und dabei kann es nicht nur um Erklärungen gehen, sondern um die Weiterentwicklung des Bewußtseins eines jeden unserer Genossen."

Siegfried Rudolf



Der Ruf nach Uebelgünne...



Unteroffizier Manfred Sug und Gefreiter Ralf Uebelgünne schleppen einen Postmietbehälter in den zweiten Kasernenblock.
Bücher! Neue Bücher!
Wie ein Lauffeuer geht es durch die Soldaten- und Unteroffiziersstuben, und schon kommen die Panzermänner herbei. „Die ‚Bronzegeschütze' sind auch in der Kiste", verkündet Ralf Uebelgünne, „die ‚Griechischen Sagen' in zwei Bänden ebenfalls." Rissige, aber saubergeschruppte Hände blättern die Seiten. Prächtige Bücher, aber mächtig teuer. Die ‚Bronzegeschütze' kosten fünf Mark weniger als ein Monatssold.
Oberfeldwebel Wolff schließt eilig sein Hauptfeldwebelzimmer ab. Buchverkauf in der Kompanie ist meist nur eine Sache von zwanzig Minuten. Man muß sich beeilen, will man nicht vor dem leeren Karton stehen.
„Habt ihr das Buch ‚Unser Haushalt' bekommen?"
„Es ist dabei."
„Vier Stück hatte ich bestellt."
„Die sind Ihnen auch sicher, Genosse Hauptfeldwebel", beruhigt ihn der Unteroffizier.
Die Panzersoldaten feixen. Was will der „Spieß" mit vier gleichen Büchern? Wen alles will er mit dieser zivilen Haushaltsdienstvorschrift überraschen? Aber darüber schweigt des Hauptfelds Höflichkeit.

Lesen und lesen lassen

„Wieviel?"
Ralf Uebelgünne traut seinen Ohren nicht.
„831 Mark?"
„Hier, addiere, du kriegst nichts anderes 'raus."
Manfred Sug strahlt. „Solch ein Ergebnis hatten wir in diesem Jahr noch nie!" 831 Mark – sie machen auch den Kompaniechef stutzig. Allmonatlich verkaufen die beiden Genossen ihre Bücher. Eingefädelt hat die Sache vor längerer Zeit der Panzerfahrer Sug, ohne Anstoß. 350 Mark sind der normale Monatsumsatz. Schon das ist viel für eine Panzerkompanie.
„Es waren allerdings auch ein paar Schallplatten dabei, Eterna und Amiga", sagt der Kfz.-Schlosser in Uniform.
„Ganze vierzehn aktive Leser in Ihrer Kompanie, weist die Kartei in der Bibliothek aus.

Ich begreife nicht, wie Sie die Literatur so unterschätzen können, ausgerechnet Sie, Oberleutnant Selau!" Der Kompaniechef erinnert sich des Vorwurfs vom Oberoffizier für kulturelle Massenarbeit. Er muß lächeln. Guck dir mal meine Kompanie gründlicher an, lieber Major Prange. Frage den Hauptfeldwebel, wieviel Bücher die Soldaten in ihren Schränken stehen haben!
Die beiden Soldaten sind nicht auf Umsatzprozente aus oder auf eine Prämie vom Buch- und Zeitschriftenvertrieb. Solche Anerkennung fanden sie bisher nicht. Warum eigentlich nicht? Uneigennützig notieren sie Buchwünsche, informieren sich durch Börsenblätter, vermitteln Nachbestellungen. Mehr noch, sie nehmen Einfluß auf das Lesen.

Mit Harry Thürk begann es . . .

Autoren, die so wirklichkeitsnah von den erbitterten Schlachten des Großen Vaterländischen Krieges erzählen, wie Juri Bondarew in „Heißer Schnee", begeistern die Soldaten. Oder Freyers „Tod auf allen Meeren". Solche Bücher sind gefragt.
Für die erste Buchlesung wählte sich Ralf Uebelgünne einen Harry Thürk aus, und ganz bewußt „Der Tod und der Regen". Im Kompanieklub blieben diesmal noch einige Sessel leer, aber wer gekommen war, machte sich Gedanken, äußerte sie sofort oder Tage darauf.
Innerlich befriedigt mit dem ersten Ergebnis machte sich Ralf an seine zweite Literaturveranstaltung heran. Dieses Mal sollte es bereits eine Buchbesprechung sein. Schon als er Walter Flegels „Regimentskommandeur" diagonal gelesen hatte, war ihm aufgefallen, wie realistisch die Rolle des militärischen Einzelleiters, die Funktion des Kommandeurs, gestaltet worden war. Beim Seite-für-Seite-Lesen ließ ihn der Gedanke nicht mehr los: In einer Panzerkompanie ist nicht nur der Kompaniechef, sind nicht nur die Zugführer Kommandeure. Auch jeder Panzerkommandant ist es. Ralf Uebelgünne sprach darüber mit dem FDJ-Sekretär der Einheit, mit dem Kompaniechef und erfahrenen Panzerkommandanten. Alle stimmten ihm zu.
In einer Veranstaltung ist das Thema nicht zu loten. So wurde dann an weiteren Abenden über Harkus, Weber, Karger und Zedler diskutiert.

Selbst Kommandant

Als Ralf Uebelgünne zu dem Schluß kam, daß jeder Panzerkommandant ein Harkus sein müßte, wußte er noch nicht, daß er sehr bald selbst Kommandant sein würde.
„Über den ‚kleinen Soldatensender' hatte ich munkeln gehört, daß ich ‚Unteroffizier ohne Litze' werden sollte. Mir war nicht ganz wohl bei diesem Gedanken. Ich hatte Furcht vor der Verantwortung", erzählt der Gefreite. „Manchmal habe ich zu wenig Respekt vor mir selbst Ich traue mir nicht zu, daß ich das kann, was alle anderen mir zutrauen . . ."
Statt am 3. November 1970 war der Magdeburger bereits am 2. November in die Kaserne eingerückt. Kein Mißverständnis, er wollte einen Eingewöhnungstag erobern. Das Abi hatte er mit Auszeichnung bestanden. Der Studienplatz an der Medizinischen Akademie war ihm sicher. Da gab es Schulkameraden, die sich in die Brust warfen: „Was hast du nun von deinem cum laude, Transportarbeitersohn und selbst Maschinenbauer mit bestem Lernergebnis? Kettenklopper wirst du!"
Mit fliegenden Fahnen kam Ralf nicht gerade in die Artur-Becker-Kaserne. Dafür aber mit gutem Willen, kurzen Haaren und seiner Gitarre. Nun mach was aus dir, wenn du als Medizinstudent in spe weißt, daß du einen viel zu hohen Blutdruck hast, der dich schon ein Jahr lang zum Schlucken aller möglichen Medikamente veranlaßt! Tatsächlich sagte dann auch der Regimentsarzt: „Sie wollen in einen Panzer? Daraus wird nichts. Sie sind untauglich für Unterwasserfahrten!" Basta! Basta? Wenn ich Panzersoldat bin, dann nicht in einer Schreibstube. Erneute Aussprache mit dem Arzt. Der ließ sich breitschlagen. „Versuchen Sie das Training für Unterwasserfahrten. Aber! Verspüren Sie auch nur die geringsten Unregelmäßigkeiten oder gar ein Fünkchen Angst und Sie steigen nicht aus, dann wehe Ihnen!"
Seit diesem Gespräch hat Ralf Uebelgünne drei Mal die Elbe unterquert. Ralf wurde Panzerkommandant, und kein schlechter. Schon die erste Gefechtsausbildung bewies, daß die Vorgesetzten in Ralf den richtigen Kommandanten gefunden hatten. So sehen es auch die Besatzungsmitglieder Gefreiter Hartmut Kayser und Gefreiter Friedhelm Rommel. Sie kennen die starken und schwachen Seiten des Kampfgefährten und die ihrigen auch. Hartmut fühlt



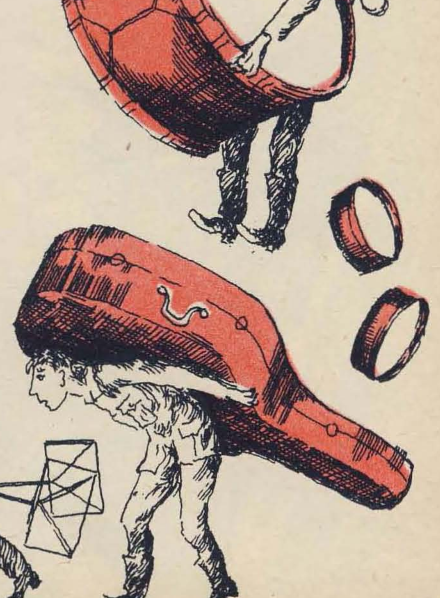
sich am wohlsten, wenn er auf dem Gefechtspark „wühlen" kann. Bevor sein Dicker nicht tiptop ist, zieht er seine Töppen nicht an. Und das will was heißen, Er ist Verteidiger bei „Vorwärts Goldberg", die in die Bezirksliga aufgestiegen ist. Friedhelm Rommel ist ein zuverlässiger Richtschütze. Dem Stachel seiner KWK-Optik entrinnt so leicht kein Ziel. So ruhig wie seine Hand ist sein ganzes Wesen. Über Ralf sagt er: „Wir erkennen ihn als unseren Vorgesetzten an, auch wenn er kein ‚echter' Unteroffizier ist. Für mich hat der Vorgesetzte Autorität, der etwas kann."
„Die Kommandantenfunktion fiel mir trotzdem schwer", gesteht Ralf Uebelgünne ein. „Kommandantenfunktion ist nicht ganz richtig ausgedrückt. Das Drum und Dran machte mir Sorgen. Da ist man Unteroffizier vom Dienst, für den Stubendurchgang verantwortlich, Leiter des Frühsports... Ich mußte umziehen, in einem Unteroffizierszimmer schlafen..."
Er hatte seine Gitarre mitgebracht. Auf der Stube griff er in die Saiten, sang, andere gesellten sich hinzu und sangen mit. So wurde ohne Wehen eine Singegruppe geboren, die mit den Sängern der Nachbarkompanie kooperierte. Die beiden Kompaniechefs und der FDJ-Sekretär des Bataillons ebneten der Gruppe organisatorisch den Weg. Enderfolg: 1. Platz beim Singewettbewerb im Truppenteil. Aber dann... Singen und Singen ist ein Unterschied. Ein Fachmann müßte her. Aber der ist in einer Kleinstadt nicht zu finden. Ein paar Kilometer weiter gibt's ein Theater, ein Pädagogisches Institut... Ralf fragte sich, warum schon im ersten Schuljahr Musikunterricht gegeben wird, wenn fast alle Soldaten der Kompanie behaupten, sie würden keine Noten kennen?

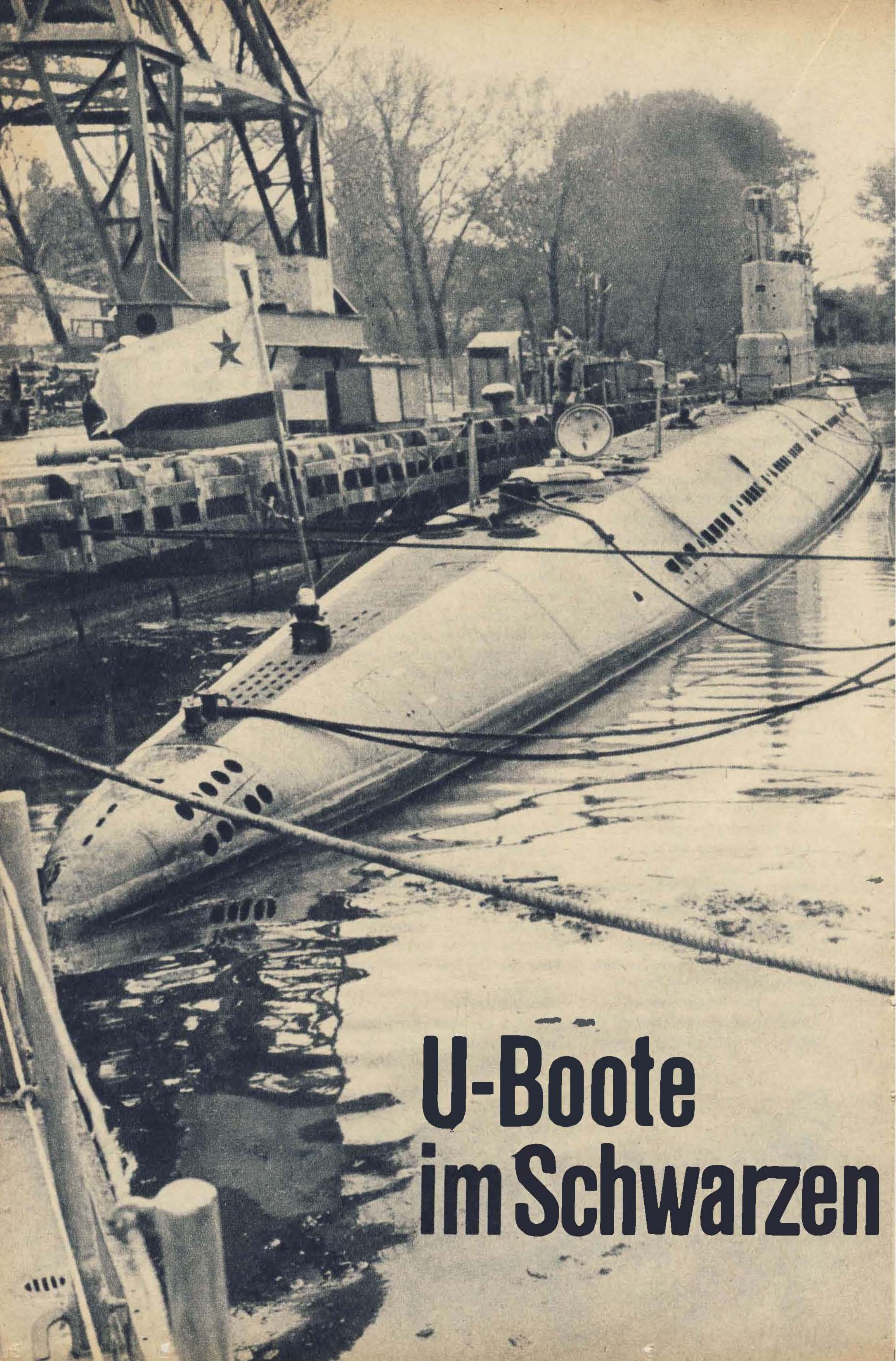
Der Dirigent

Akkordeonschule, Gitarrenunterricht, Schulchor, im Musikunterricht eine Eins. Vorbelastet als Melodiegitarrist der Magdeburger „Kommilitonen", schart Gefreiter Uebelgünne eine Handvoll Laienmusiker um sich. Woher Instrumente nehmen? Oberleutnant Selau will, daß durch die Kapelle der Marschliedgesang gefördert wird. Tanzmusik soll ein „Nebenprodukt" sein. Im Regimentsklub gibt es Klavisett, Baß, Schlagzeug, Gitarren, Verstärkeranlage. Ungenutzte Instrumente. Der verantwortliche Oberoffizier stellt sie natürlich gern zur Verfügung – gern, weil er dann wieder eine Tanzkapelle hat, über die er im Bedarfsfalle verfügen kann. Der erste Blitzeinsatz kam auch schon nach den ersten Proben – außerhalb der Kompanie! „Wir haben mächtig geschwitzt und waren froh, als der Tanz zu Ende war. Für zwei, drei Tage hatte ich die Nase voll. Aber dann sprach Oberleutnant Selau mit mir über die nächste Kompaniefeier. Da fing das Proben erst richtig an."
Uebelgünne hier, Uebelgünne da. Ist er der einzige, der im geistig-kulturellen Leben der Kompanie die Trommel rührt? „Der einzige nicht, aber der maßgebliche Genosse", sagt Oberfeldwebel Grubitz, FDJ-Sekretär des Bataillons. „Er nimmt Einfluß auf den Klubrat und ist Beispiel als Vorgesetzter. Heute sieht es so aus, daß Unteroffizier Heinz Kröning seine Begeisterung für das Schachspielen auf viele Genossen der Kompanie übertragen hat. Gefreiter Harald Hodermann ist ein Skat-As und hat eine große Schar von Anhängern. Oberfeldwebel Wolff, Unteroffizier Fentzahn und Gefreiter Kayser kümmern sich um die Fußballfreunde. Genosse Uebelgünne steht nicht allein da, aber er ist als stellvertretender FDJ-Sekretär der Dirigent in Sachen Kultur."

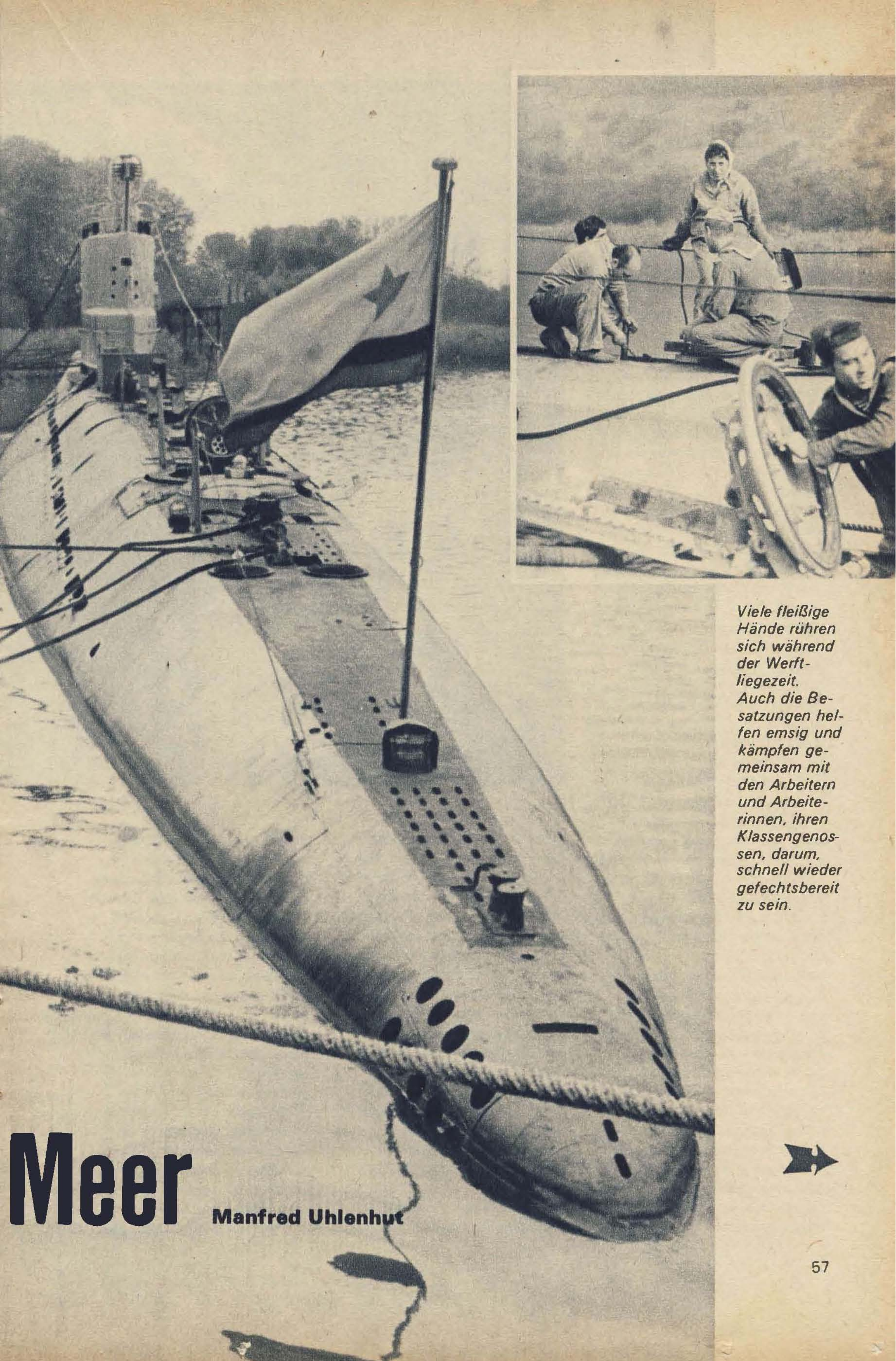
Rolf-Peter Bernhard

Illustrationen: Blumfeldt, Bartsch





U-Boote im Schwarzen



Viele fleißige Hände rühren sich während der Werftliegezeit. Auch die Besatzungen helfen emsig und kämpfen gemeinsam mit den Arbeitern und Arbeiterinnen, ihren Klassengenossen, darum, schnell wieder gefechtsbereit zu sein.

Meer

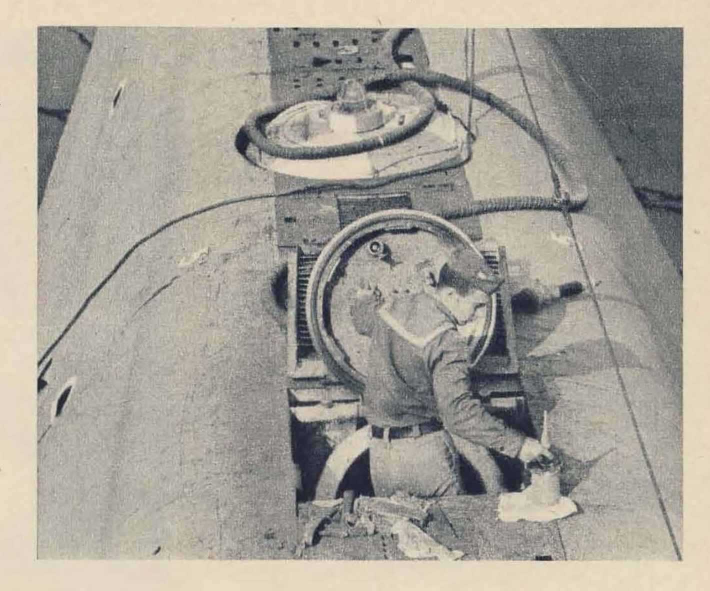
Manfred Uhlenhut

Bisher war es kaum bekannt gewesen, daß auch die bulgarische Schwarzmeerflotte über U-Boote verfügt; und so freute ich mich natürlich ganz besonders darüber, einer der ersten ausländischen Journalisten zu sein, der bei ihnen an Bord gehen würde.
Mein Traum von einer aufregenden Unterwasserfahrt erfüllte sich freilich nicht – die Boote lagen zur regulären Durchsicht auf der Werft.
„Machen Sie sich nichts daraus", tröstete mich unter Deck einer der Matrosen, „ob getaucht oder nicht getaucht – hier drinnen würde sich für Sie nichts verändern. Solch ein U-Boot hat ja keine Fenster im Rumpf."
Das Tauchen an sich macht also noch nicht die besondere Leistung dieser Männer aus; das wurde mir schnell klar. Zu bewähren haben sie sich vor allem auf langen Fahrten, wenn wochenlanges Leben auf engstem Raum, Monotonie, Abgeschiedenheit und gelegentlicher Luftmangel an den Nerven zerren und höchste Anforderungen an die Festigkeit und Geschlossenheit des Kollektivs stellen. Die Therapie dagegen sind „geistige Lockerungsübungen".
„Auch unser Kommandant sorgt für Stimmung", erklärte mir ein Matrose, der am Kreiselkompaß arbeitete. „Er macht Witze, erzählt lustige Geschichtchen – und achtet dabei doch immer auf Disziplin und Ordnung."
Groß, breitschultrig, mit kräftigen Händen und einem offenen, fröhlichen Gesicht – das ist Korvettenkapitän Konstantin Plostakow, der Kommandant. Seine Worte sind überlegt, seine Bewegungen flink und zielgerichtet. Man kann ihm schon nach nur kurzer Bekanntschaft durchaus zutrauen, daß er seine mehrere Dutzend Menschen zählende Besatzung gegebenenfalls auch in schwieriger Lage fest in der Hand hat.



„Gab es für Sie schon gefährliche Situationen zu bestehen?" erkundigte ich mich. Er bejahte. „Und – verspürten Sie Angst?" „Gewiß", erwiderte er. „Darauf kommt es aber, meiner Meinung nach, nicht so sehr an. Wichtig scheint mir, daß man die Lage meistert und so mit der Angst fertig wird."
Der Korvettenkapitän erzählte ein Beispiel. Da war bei einer Übungsfahrt durch die Fehlreaktion eines Matrosen der Schnelltauchvorgang ausgelöst worden – und das Boot in Sekundenschnelle überraschend weggesackt. Bei offenem Turmluk!
Mit Riesensätzen war der Kommandant die eiserne Leiter hinauf gehetzt, um das Luk zu schließen. Da hatte er im oberen, auch bei Unterwasserfahrt offen bleibenden Teil des Turmes den wie versteinert dastehenden Rudergänger entdeckt, der von dort aus bei Überwasserfahrt Kurs hält. Und jeden Moment würden die Fluten über dem Boot zusammenschlagen, sich wie ein Sturzbach in sein Inneres ergießen!
„Ich habe das Turmluk zugeschlagen, obwohl sich mir im gleichen Augenblick das Herz zusammenkrampfte", berichtete Genosse Plostakow, „habe mich ganz auf das Boot konzentriert und zugesehen, daß wir nach dem Abtauchen

Wie auf anderen Schiffen, verbringt der Seemann auch auf einem U-Boot notwendigerweise ein gut Teil seiner Dienstzeit mit pönen und putzen. Da kommt es genauso auf Qualität und Präzision an, wie bei der Überprüfung des „Kommandantenauges", des Periskops für die Unterwasserfahrt.





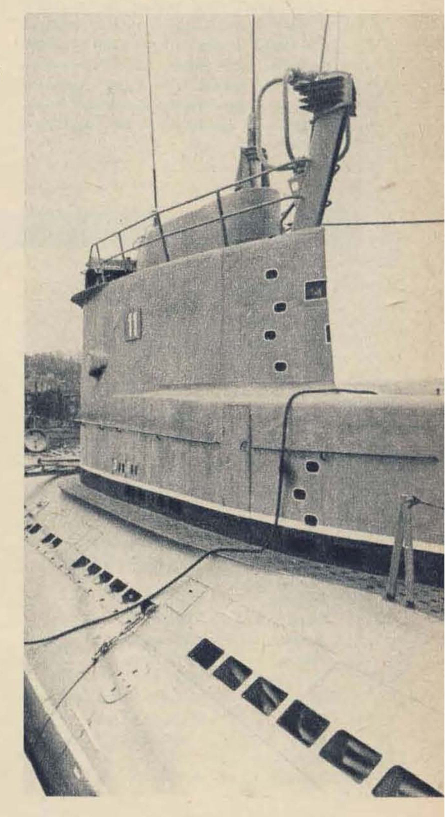
so schnell wie möglich wieder nach oben kamen. 'Rauf dauert es natürlich länger als 'runter – mir kam es wie Stunden vor. Der Rudergänger hatte sich derweilen zum Glück schwimmend über Wasser gehalten. Wir fischten ihn auf. Ja, und dann überfiel mich nachträglich die ganze Angst, die ich vorher unterdrückt hatte. Die Angst um meine Besatzung und um das Leben dieses einzelnen Genossen. Mir zitterten auf einmal die Knie dermaßen, daß ich minutenlang nicht stehen konnte. . ."

Konstantin Plostakow ist ein alter Fahrensmann. Sein seemännisches Können machte ihm nicht nur in seiner Flottille einen Namen – es verhalf ihm (neben seinem äußerst sympathischen Äußeren) auch zu einer Filmrolle. In dem polnisch-bulgarischen Gemeinschaftsfilm „Agent Nr. 1" spielte er einen englischen U-Boot-Kommandanten.

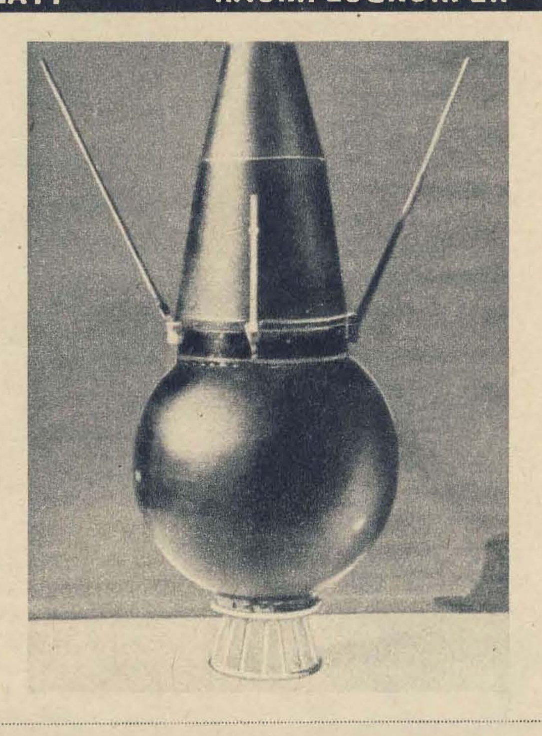
Der Korvettenkapitän stammt aus einem Dorf im Balkangebirge. Seine Großväter waren Bauern. Deren Söhne wurden alle Lehrer. Ihre drei Jungen wiederum dienen alle bei der Flotte.

Er selbst hat zwei Söhne. Als der jüngere von beiden geboren wurde, war der Vater nicht daheim. Er brachte jedoch bei seiner Rückkehr Wasser aus der Meerestiefe mit, um das neue Mitglied der Familienbesatzung auf zünftige Weise zu „taufen".

Als wir nach dem Besuch an Bord einen Abschiedstrunk zu uns nahmen, wies Korvettenkapitän Plostakow mit dem Daumen erst nach unten und dann nach oben. Diese Bewegung versinnbildlicht die Hoffnung, stets ebensooft und ebensogut auf- wie abzutauchen. Es soll auch unser Wunsch für die U-Boot-Besatzungen der bulgarischen Schwarzmeerflotte sein.



Osumi (Japan)



Technische Daten:

Verwendung	Testsatellit
Körperdurchmesser	0,75 m
Körperhöhe (ohne Raketenendstufe)	1,5 m
Umlaufmasse	38 kg
Bahndaten (abgerundet)	
Bahnneigung	31°
Umlaufzeit	144 min
Perigäum	340 km
Apogäum	5140 km
Startdatum	11. 2. 1970
bisher gestartet	1 (Stand Mai 1972)

Dem Start des ersten japanischen Erdsatelliten gingen vier erfolglose Versuche in den Jahren 1966 bis 1969 voraus, bei denen die vierstufige Feststoffrakete des Typs „Lambda 4 S" versagte. Osumi diente als Testsatellit. Er sendete nur für kurze Zeit Meßwerte.

3 Mp LKW Commer Q 4 (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	3023 kg
Länge	6426 mm
Breite	2172 mm
Höhe	3023 mm
Radstand	4191 mm
Motor	4-Takt-Otto/Commer; 6 Zyl./Reihe; Leistung 81 PS
Antriebsformel	4 × 2



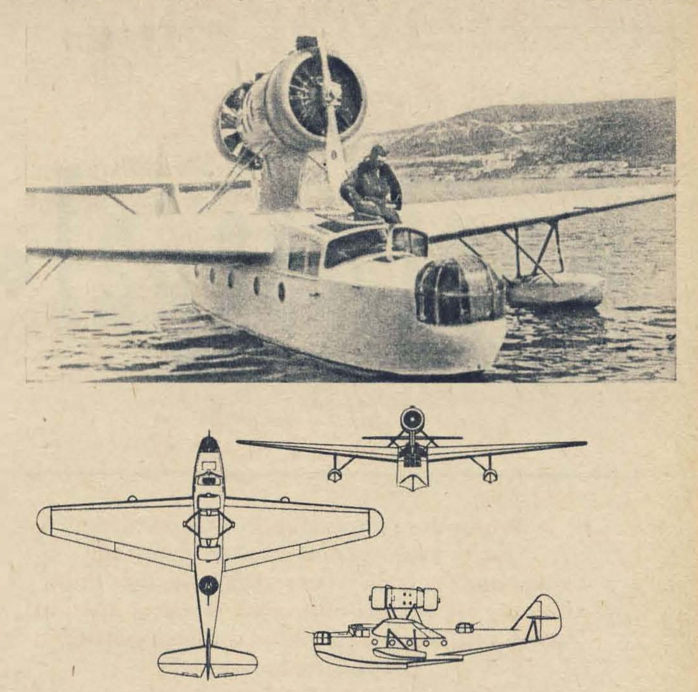
Der LKW Commer vom Typ Q4 war bei den britischen Truppen während der Jahre des zweiten Weltkrieges als allgemeines Transportmittel im Einsatz. Seine Geländegängigkeit war dementsprechend gering.

Tschetwerikow ARK-3/1937 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Spannweite	19,90 m
Länge	14,50 m
Leermasse	3 300 kg
Startmasse	5620 kg
Höchstge-schwindigk.	320 km/h
Gipfelhöhe	5900 m
Reichweite	1 500 km
Triebwerk	2 Sternmotore M-25 W, je 750 PS
Bewaffnung	2 bis 3 MG 7,62 mm in 2 Waffenständen; Abwurfwaffen bis 1 000 kg unter den Tragflächen
Besatzung	4 Mann

Die ARK-3 war ein Mehrzweckflugboot der sowjetischen Seefliegerkräfte, das während des Großen Vaterländischen Krieges vor allem im Norden der UdSSR und über der Ostsee eingesetzt wurde. Eine Zivilversion für die AEROFLOT beförderte zwölf Fluggäste. 1937 eroberte die ARK-3 einen Höhen- und zwei Geschwindigkeits-Weltrekorde.



Pistole Radom Modell 35 VIS (Polen)

Taktisch-technische Daten:

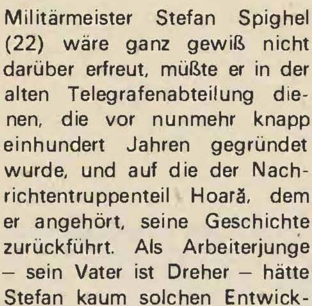
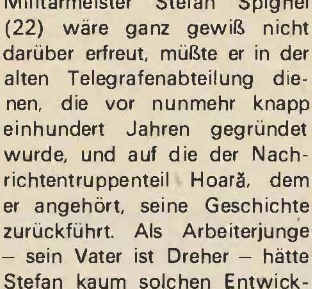
Kaliber	9 mm
Masse der Waffe, ohne Patronen	1,02 kg
Masse der Patrone	12 g
Masse des Geschosses	7,5 g
Länge der Waffe	210 mm
Länge des Laufes	120 mm
Fassungsvermögen des Magazins	8 Patronen
Anfangsgeschwindigkeit	345 m/s
Mündungsenergie	45,5 kgm
Feuergeschwindigkeit	12–16 Schuß/min
günstigste Schußentfernung	bis 50 m

Diese Waffe war eine Kombination der US-Pistole M-1911 und der belgischen Pistole 1935. Während des zweiten Weltkrieges wurde sie wegen ihrer guten Eigenschaften im okkupierten Polen weiter gefertigt und als Modell P 35 den faschistischen Truppen zugeführt.



Bevor ein Maistru »principal« wird

Wenn die rumänischen Streitkräfte neue Waffen und Geräte erhalten oder die Technik „verarztet" werden muß, überall, wo in den Einheiten Neuerer tüfteln, dann und dort sind sie besonders gefragt: die Militärmeister, über die Major Gerhard Berchert auf diesen Seiten berichtet

Militärmeister Stefan Spighel (22) wäre ganz gewiß nicht darüber erfreut, müßte er in der alten Telegrafenabteilung dienen, die vor nunmehr knapp einhundert Jahren gegründet wurde, und auf die der Nachrichtentruppenteil Hoară, dem er angehört, seine Geschichte zurückführt. Als Arbeiterjunge – sein Vater ist Dreher – hätte Stefan kaum solchen Entwicklungsspielraum gehabt wie heute. Ja, und dann die Technik! Ihn, den „jungen Dachs", hätte man wahrscheinlich den Brieftaubenwärtern zugeteilt, den Meldereitern oder den mit Signalflaggen ausgerüsteten Winkern. Freilich gab es damals auch schon Telefon und Telegraf in der Abteilung – doch sie waren Domäne der „Alten Meister", da kam so schnell kein Neuling an die ebenso teuren wie unförmigen Anlagen heran.

Stefan Spighel findet es weitaus schöner, in der Gegenwart zu leben. Auch interessanter. Und die eben erwähnten „alten Meister" würden bestimmt Mund und Nase aufsperren, könnten sie Zeuge sein, an welch hochentwickelten Geräten er statt Brieftauben ultrakurze Funkwel-






Militärmeister IV. Klasse (Kfz.-technischer Dienst) III. Klasse (Pioniere) II. Klasse (Panzer) I. Klasse (Artillerie) Hauptmilitärmeister (Nachrichtentruppen)





len durch den Äther jagt und anstelle eines müden Kleppers millionenfach schnellere Elektronen in Trab bringt. Die schnauzbärtigen Veteranen würden Haltung annehmen – vor ihm, dem Militärmeister 4. Klasse.
Die vierte Klasse ist der niedrigste Dienstgrad im Meisterkorps der rumänischen Streitkräfte. Immerhin rangiert er aber bereits über dem höchsten Unteroffiziersdienstgrad, dem Plutonier adjutant (Stabsfeldwebel). Damit wird die Bedeutung der technischen Spezialisten aller Waffengattungen in einer modernen Armee besonders hervorgehoben.
Die rumänischen Militärmeister sind grundsätzlich Berufssoldaten, und das im vollen Sinne des Wortes; denn ihre Dienstzeit ist nicht befristet. Berufssoldaten dienen in den Streitkräften der Sozialistischen Republik Rumänien in der Regel bis zum Erreichen des Rentenalters. Dabei klettern sie allmählich die Stufen der Rangleiter hinauf.

Militärmeister können jeweils nach vier bis sechs Jahren befördert werden – bis zum Maistru militar principal, dem Hauptmilitärmeister. Das dauert normalerweise ungefähr zwanzig Jahre – eine ständige persönliche Qualifizierung und entsprechende Leistungen natürlich vorausgesetzt.

Zunächst allerdings kommt es erst einmal darauf an, Meister zu werden. Major Ing. Radu, Stellvertreter für Technik und Chef der Militärmeister im Truppenteil Hoară, erklärt mir, daß der Weg dorthin im allgemeinen über den sechzehnmonatigen Grundwehrdienst führt. Wer nach dessen Ableistung die Neigung verspürt, Berufssoldat zu werden, kann sich u. a. an der Schule für Militärmeister bewerben.
Ich erkundige mich bei Stefan Spighel an seinem Arbeitsplatz in der Nachrichtenwerkstatt, ob auch er diesen allgemein üblichen Weg gegangen ist. Zweimal läßt sich der gutaussehende und doch ein wenig schüchtern wirkende junge Mann meine Frage übersetzen. Dann schüttelt er den Kopf, nickt jedoch gleich darauf bejahend. Die Meisterschule habe er besucht, erläutert er schließlich, jedoch seinen Grundwehrdienst nicht extra abzuleisten brauchen. Deshalb müsse er meine Frage sowohl verneinen wie auch bejahen.
Seine Finger liebkosen gleichsam den vor ihm liegenden elektrischen Vielfachmesser, während er – zunächst zurückhaltend, dann aber immer mehr in Feuer geratend – aus seinem Leben zu erzählen beginnt.
Er war noch Junger Pionier, als ihn blinkende Lämpchen, über Skalen zuckende Zeiger, knakkende Schalter und Relais bereits magisch anzogen. Elektronische Geräte erschienen ihm wie von geheimnisvollem Leben erfüllt. Alles was sich irgendwie selbsttätig zu drehen oder fortzubewegen schien, was von allein zu leuchten oder zu summen begann, das faszinierte den Jungen geradezu. Mit Begeisterung schloß er sich also einem Zirkel für Funktechnik und Elektronik an.
Es erwies sich, daß seine Liebe zu Röhren und Transistoren, zu Schwingkreisen und Regelsystemen kein Strohfeuer war, sondern später auch seine Berufswahl bestimmte. Zwar wurde es vorerst mit der Funktechnik nichts – in seinem Geburtsort in Südmoldawien hatte er zu jener Zeit nur eine Achtklassenschule besuchen können –, immerhin fand er an einer Fachschule für Kühlschrankautomatik Aufnahme. Drei Jahre lernte er dort, dann kam er als Techniker in ein Reparaturwerk für Kühlschränke nach Bukarest.
„Die Arbeit war zunächst interes-

sant und machte auch durchaus Spaß", sagt Stefan, „aber – ehrlich gesagt –, so richtig füllte sie mich doch nicht aus; sie war mir zusehr auf ein Gebiet beschränkt." Er meldete sich bei der Abendschule an, absolvierte die 9. Klasse. Nebenbei arbeitete er in einem Zirkel für Radioamateure mit.

„Ja, und dann stand der Wehrdienst vor der Tür", erzählt Genosse Spighel nach kurzem Überlegen weiter. „Es paßte mir nicht so recht. Das ist verlorene Zeit, dachte ich. Doch dann erhielt ich die Möglichkeit, mich an der Schule für Militärmeister zu bewerben. Da überlegte ich nicht lange und ging zur Aufnahmeprüfung. Die war nicht leicht. Noch dazu kämpften jeweils sechs Mann um einen Studienplatz. Aber ich hatte Glick, wurde Zweitbester, erreichte einen Durchschnitt von 8,5."

Das rumänische Bewertungssystem hat zehn Noten: 1 ist die schlechteste, 10 die beste Zensur. Dabei bedeuten 7–8 gut und 8–10 sehr gut. Genosse Spighel hatte also seine Aufnahmeprüfung mit sehr gut bestanden.

„Konnten Sie diesen ausgezeichneten Durchschnitt halten?" erkundige ich mich.

„Fast", erwidert Stefan. „Ich schloß nach zwei Jahren mit 8,4 ab; aber da wurde natürlich auch einiges mehr verlangt als am Anfang."

An der Schule für Militärmeister werden Spezialisten aller Waffengattungen ausgebildet – natürlich auch Funktechniker. Stefan Spighel kam erwartungsgemäß zu ihnen und damit ans Ziel seines bis dahin größten Wunsches.

„Eine Schaltung richtig hinzukriegen ist genau so schön, wie beim Schießen ins Schwarze zu treffen", meint er. „An der Schule hatten wir Politunterricht, allgemein militärische Ausbildung und dann die Spezialfächer. Na ja, an letzterem hatte ich natürlich von Anfang an die größte Freude. Ansonsten mußte ich mich in das militärische Leben erst hineinfinden. Da waren mir jene, die schon gedient hatten, weit voraus. Zwar hatte ich mich nie für unordentlich oder undiszipliniert gehalten – aber militärische Disziplin und Ordnung ist doch noch etwas anderes. Ich brauchte einen guten Monat, um mich einigermaßen daran zu gewöhnen."

Als Militärmeister 4. Klasse kam Stefan Spighel im August vergangenen Jahres in das Regiment – und mußte sich erneut umstellen. Zwei Soldaten wurden ihm zugeteilt, denen er bei der Arbeit vieles von seinem Wissen weitergeben soll und für die er zugleich als militärischer Vorgesetzter verantwortlich ist. Das macht ihm noch Schwierigkeiten; und er lobt Major Ing. Radu, den Chef der Militärmeister im Truppenteil, daß der sich häufig um ihn kümmert und ihm sowohl mit seinen Erfahrungen als auch mit seiner Autorität zur Seite steht. Als jungem Parteimitglied – Stefan wurde auf der Meisterschule in die Rumänische Kommunistische Partei aufgenommen – helfen ihm natürlich auch die Genossen seiner Parteiorganisation mit Rat und Tat. Unter ihnen sind einige Zivilangestellte mit großem fachlichen Können, die dem Neuling Spighel auch in der praktischen Arbeit hilfreich unter die Arme greifen.

„Genosse Spighel kann noch nicht das leisten, was ein älterer Meister schafft", meint sein unmittelbarer Vorgesetzter, Major Bogza.

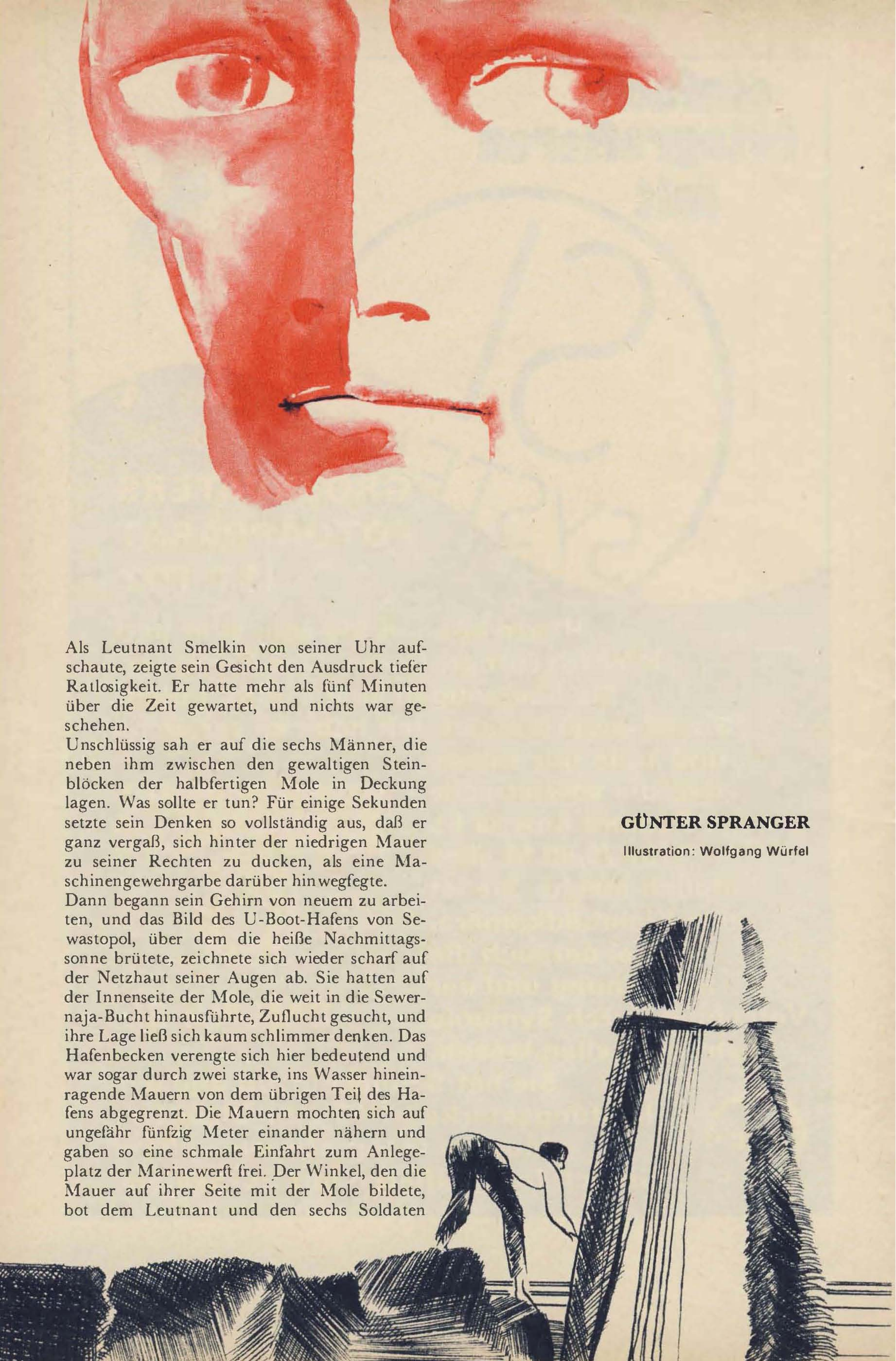
„Aber mit seinem Willen wird er viel erreichen. Die Arbeit ist seine Leidenschaft; er ist wirklich mit dem Herzen dabei."

Die Arbeit wird aber doch wohl nicht seine einzige Leidenschaft sein – mit zweiundzwanzig Jahren? Stefan errötet tatsächlich ein wenig. Also, falls ich das meinen sollte: Eine Freundin habe er natürlich; doch ans Heiraten denke er noch nicht.

Überhaupt äußert er sich nur sehr vorsichtig über seine Zukunftspläne. Zunächst will er weiterhin die Abendschule besuchen, bis zum Abitur. Und dann werde man ja sehen. Möglicherweise ein Ingenieurstudium, vielleicht an einer Militärschule – na ja, und in diesem Falle später die Offizierslaufbahn. Doch das liege alles noch in der Ferne. Zunächst jedenfalls wolle er unbedingt im Regiment bleiben, dort gäbe es noch soviel neues zu lernen.

Tatsächlich erhält dieser Truppenteil stets als erster neue Nachrichtentechnik, um sie zu erproben und die dazugehörigen Betriebs- bzw. Dienstvorschriften mit auszuarbeiten. Und wenn ein solches neues Gerät in der Werkstatt auftaucht, dann werden in dem Tüftler und Bastler Stefan Spighel wieder die Träume seiner Kindheit wach, dann hat er keine Ruhe, solange er nicht alle Feinheiten, alle technischen Möglichkeiten herausgefunden hat.

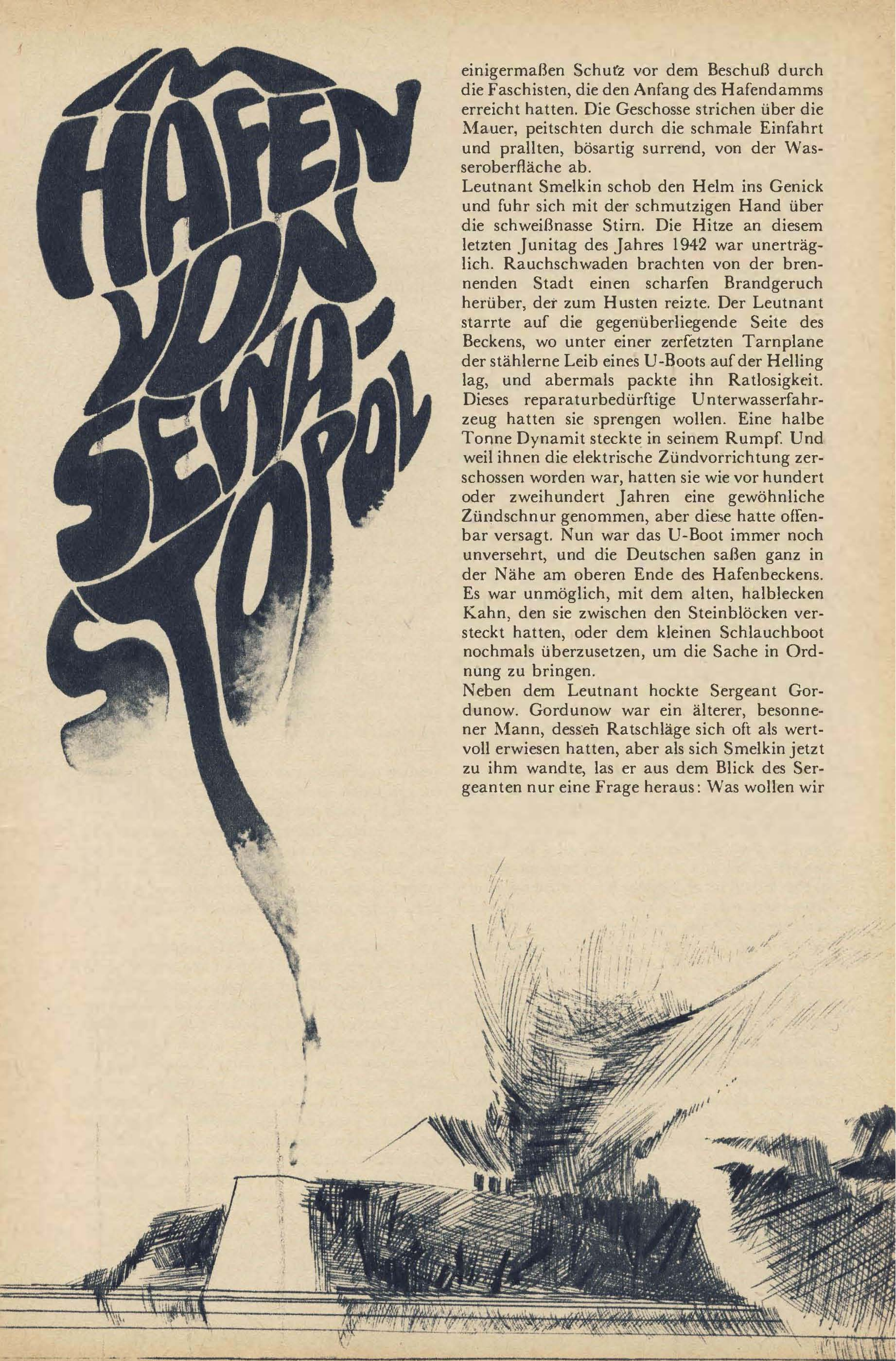
Verständlich, daß er bei einer solchen – durchaus positiven – Vernarrtheit nicht vom Regiment wegwill. Doch müßte er denn unbedingt für immer gehen? Im Traditionskabinett hängt eine alte Zeitung. Unter der Überschrift „Der erste Tag in der Kaserne" sieht man auf einem Foto inmitten anderer neueingerückter Soldaten auch den heutigen Kommandeur und jetzigen Oberst Ion Hoară. Das war am 24. 11. 1945 gewesen. Genau neunzehn Jahre später, am 24. 11. 1964 hatte er dann den Truppenteil selbst übernommen. So stehen auch heute dem Militärmeister Stefan Spighel alle Wege offen. Seine weitere Zukunft hängt vor allem von ihm ab – da er ja nicht in der alten Telegrafenabteilung vergangener Zeiten dient, sondern in einer modernen sozialistischen Armee.



Als Leutnant Smelkin von seiner Uhr aufschaute, zeigte sein Gesicht den Ausdruck tiefer Ratlosigkeit. Er hatte mehr als fünf Minuten über die Zeit gewartet, und nichts war geschehen.
Unschlüssig sah er auf die sechs Männer, die neben ihm zwischen den gewaltigen Steinblöcken der halbfertigen Mole in Deckung lagen. Was sollte er tun? Für einige Sekunden setzte sein Denken so vollständig aus, daß er ganz vergaß, sich hinter der niedrigen Mauer zu seiner Rechten zu ducken, als eine Maschinengewehrgarbe darüber hinwegfegte.
Dann begann sein Gehirn von neuem zu arbeiten, und das Bild des U-Boot-Hafens von Sewastopol, über dem die heiße Nachmittagssonne brütete, zeichnete sich wieder scharf auf der Netzhaut seiner Augen ab. Sie hatten auf der Innenseite der Mole, die weit in die Sewernaja-Bucht hinausführte, Zuflucht gesucht, und ihre Lage ließ sich kaum schlimmer denken. Das Hafenbecken verengte sich hier bedeutend und war sogar durch zwei starke, ins Wasser hineinragende Mauern von dem übrigen Teil des Hafens abgegrenzt. Die Mauern mochten sich auf ungefähr fünfzig Meter einander nähern und gaben so eine schmale Einfahrt zum Anlegeplatz der Marinewerft frei. Der Winkel, den die Mauer auf ihrer Seite mit der Mole bildete, bot dem Leutnant und den sechs Soldaten

GÜNTER SPRANGER

Illustration: Wolfgang Würfel



einigermaßen Schutz vor dem Beschuß durch die Faschisten, die den Anfang des Hafendamms erreicht hatten. Die Geschosse strichen über die Mauer, peitschten durch die schmale Einfahrt und prallten, bösartig surrend, von der Wasseroberfläche ab.

Leutnant Smelkin schob den Helm ins Genick und fuhr sich mit der schmutzigen Hand über die schweißnasse Stirn. Die Hitze an diesem letzten Junitag des Jahres 1942 war unerträglich. Rauchschwaden brachten von der brennenden Stadt einen scharfen Brandgeruch herüber, der zum Husten reizte. Der Leutnant starrte auf die gegenüberliegende Seite des Beckens, wo unter einer zerfetzten Tarnplane der stählerne Leib eines U-Boots auf der Helling lag, und abermals packte ihn Ratlosigkeit. Dieses reparaturbedürftige Unterwasserfahrzeug hatten sie sprengen wollen. Eine halbe Tonne Dynamit steckte in seinem Rumpf. Und weil ihnen die elektrische Zündvorrichtung zerschossen worden war, hatten sie wie vor hundert oder zweihundert Jahren eine gewöhnliche Zündschnur genommen, aber diese hatte offenbar versagt. Nun war das U-Boot immer noch unversehrt, und die Deutschen saßen ganz in der Nähe am oberen Ende des Hafenbeckens. Es war unmöglich, mit dem alten, halblecken Kahn, den sie zwischen den Steinblöcken versteckt hatten, oder dem kleinen Schlauchboot nochmals überzusetzen, um die Sache in Ordnung zu bringen.

Neben dem Leutnant hockte Sergeant Gordunow. Gordunow war ein älterer, besonnener Mann, dessen Ratschläge sich oft als wertvoll erwiesen hatten, aber als sich Smelkin jetzt zu ihm wandte, las er aus dem Blick des Sergeanten nur eine Frage heraus: Was wollen wir

noch hier? Es läßt sich doch nichts mehr ändern. Wäre es nicht besser, wir versuchten den Molenkopf zu erreichen, ehe uns die Faschisten dort hintreiben? Vielleicht können wir uns noch eine Weile halten. Wir müssen doch weiterkämpfen, solange es geht, das heißt, bis sie uns erledigt haben. Denn davonkommen werden wir wohl nicht, und über Gefangenschaft brauchen wir nicht erst zu reden.

Der Blick des Sergeanten sprach von den nüchternen Tatsachen, mit denen man rechnen mußte. Aber gerade deshalb forderte er den inneren Widerspruch des Leutnants heraus. Smelkin sah über das mit einer schwarzen Ölschicht bedeckte Wasser zu dem U-Boot hinüber, und plötzlich hatte er einen Einfall, einen Einfall, der ihm so phantastisch erschien, daß er ihn gleich wieder beiseiteschieben wollte, aber es gelang ihm nicht.

Er drehte den Kopf zur Seite und betrachtete die am Boden liegenden Männer. Sie waren verschwitzt und erschöpft, und sie waren in einer gefährlichen Stimmung, denn hier gab es keinen Sieg mehr, sondern nur noch einen Kampf bis zum bitteren Ende – vorläufig wenigstens. Schon einmal – vor knapp neunzig Jahren – war die Festung Sewastopol in die Hände des Feindes gefallen. Auch jetzt würde ihr dieses Schicksal nicht erspart bleiben, aber die Rote Armee war nicht besiegt, sie hatte es im Winter vor Moskau bewiesen. Er war fest davon überzeugt, daß sie eines Tages antreten und die Faschisten aus dem Lande treiben würde. Das mußte dann allerdings ohne sie geschehen, denn inzwischen würde diese Festung, die sich acht Monate lang gegen alle Angriffe heldenhaft verteidigt hatte, zu ihrem Grab geworden sein.

In diesem Augenblick wurde es dem Leutnant bewußt, daß sein Blick auf dem jungen Boris Olenko ruhte. Boris lehnte an einem glitschigen, flechtenüberzogenen Stein und hielt die Augen geschlossen. Als ob er schon tot wäre, dachte Smelkin und erschrak gleichzeitig über diesen Gedanken, mit dem er der Zukunft, der sie entgegengingen, vorgriff. Sicher, auch Boris würde fallen wie sie alle, aber sein Tod konnte früher kommen, und das hing davon ab, ob er – Smelkin – seinen Einfall verwirklichen wollte.

Er kannte Boris Olenko von früher. In einer fernen Vergangenheit – lag sie wirklich erst ein Jahr zurück? – war Leutnant Smelkin Lehrer an einer Abendschule gewesen, und Boris hatte vor ihm gesessen und seinen Vorträgen über die russische Literatur gelauscht. Was Smelkin von ihm wußte, war wenig. Boris arbeitete in den Kiewer Eisenbahnwerkstätten. Sein Vater lebt nicht mehr, seine Mutter war in der Telefonzentrale des Stadtsowjets tätig. Im Frühjahr hatte Smelkin, der an eine andere Schule versetzt worden war, Boris aus den Augen verloren. Im Sommer traf er ihn in der Gegend von Uman wieder. Da hatte der Krieg begonnen, und Boris gehörte zu den Leuten, mit denen man Smelkins Pioniereinheit auffüllte. Uman wurde von den Faschisten eingekesselt, aber Smelkin gelang es, sich mit einigen Leuten, unter ihnen Boris Olenko, durchzuschlagen. Zäh Widerstand leistand, wichen sie bis zum Dnepr zurück, kämpften sich nach Süden durch bis zur Landenge von Perekop und waren im November in Sewastopol. Dort halfen sie, die Festung an der Landfront zu verteidigen, bis die gegnerische Offensive sie in den U-Boot-Hafen zurückdrängte.

Ein tiefes Bedauern war in Leutnant Smelkin, als er den Jungen betrachtete. Boris hatte es nicht leicht. Er war der einzige Sohn seiner Mutter und der jüngste unter den Genossen, die ihn verachteten, weil sie ihn für einen Feigling hielten. Der Junge zitterte vor jedem Angriff des Feindes, aber er hielt durch, auch wenn ihm die Nerven zu versagen drohten. Das mehrstündige Trommelfeuer vor Uman hatte ihm einen Schock versetzt, über den er bis jetzt noch nicht hinweggekommen war.

Die Gedanken des Leutnants wanderten wieder zu dem stählernen Leib des U-Boots hinüber. Er rang mit einem Entschluß, denn es bestand noch eine Möglichkeit, das Boot zu sprengen, eine winzige Möglichkeit. Jemand müßte hinübertauchen – an der Einfahrt des kleinen Bekkens vorbei. Selbst konnte er es nicht tun, denn er war ein schlechter Schwimmer, und er kannte keinen von den anderen sechs, der das fertigbrachte – außer Boris Olenko. Er wußte, daß Boris an verschiedenen Schwimmwettbewerben teilgenommen und zahlreiche Preise errungen hatte. Smelkin war einmal zugegen gewesen, als Boris die ganze Länge eines Bassins – an die fünfzig Meter – mühelos durchtaucht hatte. Aber da war er ausgeruht gewesen, trainiert und das Wasser klar. Und jetzt? Er mußte ja nicht nur hinübertauchen, sondern auch wider zurück. Das konnte er kaum schaffen.

Aber dort war das U-Boot. In wenigen Tagen oder Wochen konnten die Faschisten es reparieren. Dann würde es sowjetischen Schiffen im Schwarzen Meer auflauern und Hunderten oder Tausenden von Menschen den Tod bringen. Was wog dagegen das Leben eines Menschen, das vielleicht wenige Stunden später ohnehin zu Ende war? Aber er – Smelkin – war es, der die Entscheidung zu fällen hatte, und er fühlte die Verantwortung wie eine Zentnerlast auf sich liegen. Wenn ich doch selbst hinüberschwimmen könnte! dachte er verzweifelt.

Wie unter einem Zwang fragte er den Jungen: „Sie können doch gut schwimmen, Genosse Olenko?"

Boris öffnete die Augen und hob den Kopf. Er verstand nicht, was der Leutnant wollte, und antwortete verwundert: „Ich glaube schon, Genosse Leutnant."
Sergeant Gordunow hatte die Frage des Leutnants ebenfalls mit Erstaunen gehört, aber im Gegensatz zu Boris im Bruchteil einer Sekunde begriffen, worauf Smelkin hinauswollte. Sein Inneres empörte sich gegen die Absicht des Leutnants. Handelte es sich um eine Sache wie diese, so tat man sie selbst, aber man befahl sie keinem anderen. Das erweckte nur zu sehr den Anschein der eigenen Feigheit. War der Leutnant etwa feige? Aber Gordunow ließ den Verdacht wieder fallen, als er das Gesicht Smelkins sah, auf dem sich die Qual der Entscheidung widerspiegelte. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, dachte er und blickte stumm auf das ölige Wasser.
Smelkin zögerte. Wenn er wieder fragte, mußte er dieser Frage einen Befehl folgen lassen. Dann gab es kein Ausweichen mehr. Aber vielleicht konnte er die Frage so formulieren, daß er dem Jungen die Entscheidung zuschob.
„Genosse Olenko, trauen Sie sich zu, fünfzig Meter weit zu tauchen?" fragte er langsam.
Plötzlich packte ihn die Scham. Wie niederträchtig von mir, den Jungen wählen zu lassen. Vielleicht sagt er aus lauter Stolz auf seine früheren Leistungen „Ja", oder er tut es, um in der Achtung der anderen zu steigen; vielleicht ahnt er noch gar nicht, was ich mit ihm vorhabe. Mag es sein, wie es will, die Verantwortung trage in jedem Falle doch ich, und da hilft mir kein diplomatischer Kniff.
Der Junge schwieg. Ihm war aufgegangen, was die Frage des Leutnants bedeutete. Er wußte jetzt, was er tun sollte, und er hätte es durch ein einfaches „Nein, Genosse Leutnant!" vermeiden können. Aber da war die Geringschätzung seiner Gefährten, die ihn wie mit Messern stach, da war der Wunsch, zu beweisen, daß er ebenfalls sein Vaterland liebte und sich zu opfern bereit war, und schließlich verstand er auch, daß das U-Boot dort drüben nicht nur ein Objekt aus Stahl und Nieten war, sondern eine Rolle spielen konnte, die man nicht zulassen durfte. Und er sagte: „Ich glaube, ich kann es, Genosse Leutnant."
Leutnant Smelkin holte tief Luft. Dann sprach er mit fester Stimme: „Genosse Olenko, ich befehle Ihnen, hinüberzutauchen und die Sprengung nochmals vorzubereiten. Das Zündmaterial finden Sie in dem kleinen Schuppen drüben. Nehmen Sie die Schnur dreifach oder vierfach, damit die Detonation auf jeden Fall erfolgt."
Er machte eine Pause.
„Vor der Sprengung müssen Sie wieder hier sein", sagte er mit dem schwachen Versuch eines Lächelns. „Kommen Sie gut zurück."
„Zu Befehl, Genosse Leutnant", erwiderte der Junge. Dann stand er auf und zog sich in gebückter Stellung aus.
Sergeant Gordunow hatte Boris beim Ablegen der Kleider geholfen. Jetzt reichte er ihm seine Feldflasche. „Trink!" sagte er rauh. Der Junge nahm einen Schluck von dem Wodka. den der Sergeant für besondere Fälle mit sich führte. Der Alkohol rann ihm wie Feuer durch die Adern und ließ ihn fast taumeln, denn er hatte wenig gegessen, und die Hitze hatte ihm arg zugesetzt. Aber dann fühlte er neue Kräfte.
„Gehen Sie", sagte der Leutnant leise. „Passen Sie auf, daß Sie nicht nach rechts in das Becken der Werft geraten. Passen Sie auch auf dem Rückweg gut auf."
Boris ließ sich in das ölbedeckte Wasser gleiten und schwamm langsam bis zum Ende der Mauer. Ein deutsches Aufklärungsflugzeug zog träge seine Kreise am wolkenlosen, mit leichtem Rauch bedeckten Himmel. Doch die Soldaten beachteten es diesmal nicht, sondern verfolgten wie gebannt die Bewegungen des Jungen.
Sie sahen, wie er seine Lungen voll Luft pumpte. Dann verschwand er unter der Wasseroberfläche. Der Leutnant starrte regungslos auf die Stelle, wo die Mauer vom anderen Ufer im Wasser endete. Die Sekunden verrannen endlos langsam. Schon fürchtete Smelkin, daß Boris etwas zugestoßen sei, da tauchte der Kopf des Jungen kurz hinter der Einfahrt auf. Boris warf sich erschöpft auf den Rücken und schwamm mit schwachen Schlägen ans Ufer.
Der Leutnant atmete auf. Boris, dessen heller Körper mit einer dunklen Ölschicht bedeckt war, kroch vorsichtig aus dem Wasser und blieb einige Augenblicke hinter einem Stapel von Eisenträgern liegen. Dann lief er gebückt um diesen herum und verschwand zwischen zusammengestürzten Gerüsten und halbzerstörten Schuppen. Wieder wartete Smelkin mit wachsender Besorgnis, denn immer häufiger schossen die Faschisten nach der Einfahrt, wie die vom Wasser abprallenden Geschosse bewiesen.
Dann kam Boris zurück. Sie sahen ihn drüben ins Wasser steigen und ans jenseitige Mauerende schwimmen. Wieder schöpfte er Luft und tauchte unter. Der Leutnant warf einen Blick auf seine Uhr. Nun ist er bald in Sicherheit, dachte er, aber die Zeit wurde immer länger, und Boris kam nicht zum Vorschein. Da stieß der Sergeant einen Ruf des Schreckens aus. Der Junge war aufgetaucht, aber viel zu weit links und noch im Bereich der Einfahrt. Aus Sorge, in das Becken zu geraten, war er nach der anderen Seite abgekommen und mußte an die Oberfläche, weil der Luftvorrat in seinen Lungen aufgebraucht war.

Fortsetzung auf Seite 94



Anfangs hatte es wie ein gewöhnlicher Militärputsch ausgesehen, als vor zwanzig Jahren ägyptische Offiziere ihren König verjagten und selbst die Macht übernahmen. Dann zeigte sich jedoch, daß am 23. Juli 1952 eine mächtige Volksbewegung ausgelöst worden war. Die Nacht kolonialer und feudaler Unterdrückung ging in Ägypten zu Ende. Was damals geschah, zeichnete Hans-Dieter Bräuer für unsere Leser nach. Er berichtet vom Beginn der

Morgenröte über dem NIL



Anfang des Jahres in der Suezkanalzone Protestaktionen mit brutaler Härte niedergeschlagen hatten.
Die Männer, die am Abend des 22. Juli 1952 in einem Haus irgendwo in der Millionenstadt Kairo beisammensaßen, trugen die Uniform der Königlich Ägyptischen Armee und teilten diesen Haß. Sie waren truppen- und kampferfahrene Offiziere, hatten drei, vier Jahre zu vor, im ersten arabisch-israelischen Krieg, mehr als einmal dem Tod ins Auge geschaut. Lange schon war ihnen Gefahr vertraut: Als Mitglieder des geheimen Bundes Freier Offiziere arbeiteten sie bereits jahrelang in ihren Einheiten und Stäben auf den Sturz König Faruks und seines Regimes hin.
An jenem Juliabend waren sie zusammengekommen, um noch einmal den Plan der Machtübernahme zu besprechen, den sie bereits sechs Tage zuvor einstimmig angenommen hatten. Einen Plan, der zuerst die Inbesitznahme des Hauptquartiers, dann die Übernahme der zivilen Verwaltung und schließlich die Absetzung des Königs vorsah. Die neue Beratung war nötig geworden,

Gamal Abdel Nasser als Offiziersschüler der von britischen „Beratern" kontrollierten Königlich Ägyptischen Armee.
Links daneben: das Führungsgremium der Freien Offiziere. Zweiter von rechts: Ali Mohammed Nagib, vierter von rechts (sitzend): Gamal Abdel Nasser, vierter von links: Anwar el Sadat.

Der Juli war, wie in anderen Jahren, auch 1952 in Kairo einer der heißesten Monate des Jahres. Wer es sich leisten konnte, entfloh dem Brutkasten der hauptstädtischen Häuserwüste. König Faruk vergnügte sich in Alexandria; und die feudalen Paschas, wie auch die Kairoer Fabrikbesitzer und Großhändler, taten es ihm gleich. Die meisten der Einwohner Kairos freilich waren arm und konnten nicht im Traum daran denken, Ferien zu machen. In der Sharia Soliman Pascha mit ihren Banken und Handelshäusern besorgten wie eh und je schlechtbezahlte Angestellte für ihre Chefs die großen Geschäfte, während im Gassenlabyrinth des Basarviertels Khan El-Khalili die kleinen mit den Touristen gemacht wurden. Garküchen und Kaffeehäuser florierten wie Nachtklubs und Hotelbars.
Es schien ein ganz normaler Sommer zu werden. Doch unter der friedlichen Oberfläche des geschäftigen Treibens brodelte es. Unzufriedenheit mit dem verschwenderischen König und seinen korrupten Politikern hatte das Volk erfaßt. Hier und da wurde gestreikt, gab es Demonstrationen. Vor allem aber schwelte der Haß gegen die britischen Okkupationstruppen in Ägypten, die

weil sich inzwischen ergeben hatte, daß nicht alle führenden Köpfe der Verschwörung zum Zeitpunkt des geplanten Losschlagens in Kairo sein konnten. Durfte man auch unter diesen Bedingungen alles wagen?
Die Offiziere waren, wie gesagt, Gefahr gewohnt. Aber nun zögerte doch mancher. Man nippte am pechschwarzen Kaffee, rauchte hastig dicke, ovale Orientzigaretten und debattierte das Für und Wider. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Abgehetzt und außer Atem stieß ein Verbindungsmann zum Hauptquartier eine Warnung hervor: „Der Plan ist verraten! Der Oberkommandierende gewarnt worden. Haidar Pascha hat alle Kommandeure zum Kriegsrat befohlen. Eine Kompanie ist schon unterwegs, euch zu verhaften!"
Mancher der Offiziere tastete sofort nach seiner Pistole, suchte in dem karg möblierten Raum nach Deckungsmöglichkeiten. Eher als erwartet war die Stunde der Entscheidung gekommen, vielleicht schon die des Todes . . .
Da fand der vierunddreißigjährige Oberst Gamal Abdel Nasser, Führer der Freien Offiziere, die erlösenden, wenn auch zunächst verblüffenden



Das gewaltigste Bauwerk Afrikas, der Hochdamm von Assuan, entstand mit sowjetischer Hilfe. Am 15. 1. 1971 wurde er von den Staatsoberhäuptern der VAR und der UdSSR, Anwar el Sadat und Nikolai Podgorny, eingeweiht. Vier Monate später unterzeichneten beide in Kairo den Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und der VAR, ein Dokument, das in seiner Bedeutung weit in die Zukunft reicht.

Worte: „Um so besser, dann verhaften wir die Generale eben nicht einzeln in ihren Wohnungen, sondern gleich alle zusammen beim Kriegsrat!" Man beschloß, das Eintreffen der Kompanie abzuwarten, den Soldaten zu erklären, um was es gehe, notfalls ihre Offiziere auszuschalten – oder sich bis zum Letzten zu verteidigen. Doch es kam zu keinem Schußwechsel. Wenige Worte genügten, und der Hauptmann, der die Soldaten führte, unterstellte die Truppe dem Kommando der Revolutionäre. Eben diese Soldaten stürmten noch in derselben Nacht – die ersten Stunden des 23. Juli waren gerade angebrochen – das Hauptquartier der Streitkräfte. Unterdes hatte man alle gleichgesinnten Kameraden und ihre Einheiten alarmiert. Um drei Uhr morgens waren die wichtigsten öffentlichen Gebäude wie Rundfunkstationen und Telegrafenämter sowie die bedeutendsten Verkehrsknotenpunkte und alle Flugplätze von feldmarschmäßig ausgerüsteten Truppen sowie Panzern umstellt oder bereits besetzt. Noch am gleichen Tag wurde die Regierung gestürzt, und zwei Tage später dankte Faruk ab. Im Tiefflug über dem Ras-El-Tin-Palast von Alexandria kreisende Flugzeuge hatten den Forderungen der Revolutionäre Nachdruck verliehen.

Über sechzehn Jahre hatte Faruk auf dem ägyptischen Thron gesessen. Nun ließ man ihm sechs Stunden, das Land für immer zu verlassen. Faruk fügte sich darein, ohne groß zu protestieren. Der Zweiunddreißigjährige wußte sein Schäfchen im trockenen; allein seine auf Schweizer Banken deponierten Auslandsguthaben waren eine Milliarde Mark wert. Schon geraume Zeit vor seinem Sturz hatte sich Faruk recht realistisch über seine Zukunft geäußert: „Bald wird es nur noch fünf Monarchen geben – den englischen und die vier Könige im Kartenspiel." Anstelle der Politik hatte er sich mehr und mehr den Nabeln der Bauchtänzerinnen zugewandt. Seine Eskapaden in Nachtbars und Spielklubs waren in aller Welt berüchtigt. So hatte er in einer Nacht in Cannes beim Pokern über 600000 Mark verspielt. Als größter Grundbesitzer Ägyptens zog König Faruk bis zu seinem Sturz aus der Arbeit der Fellachen, die auf seinen Gütern nicht viel besser als Sklaven lebten, ja ständig neue Gewinne. Und er starb schließlich, wie er gelebt hatte. Einige Jahre nach seiner Vertreibung traf ihn in einem Feinschmecker-Nachtklub an der römischen Amüsierstraße Via Veneto, inmitten von Luxusdirnen, der Schlag. Er hatte sich – schlicht gesagt – überfressen.

Daß die revolutionäre Militärregierung den gestürzten König mit Sack und Pack – konkret mit 204 Überseekoffern und eisenbeschlagenen Kisten, die zum Teil wertvollste Kleinodien bargen – an Bord seiner Luxusjacht „Al Marussa" hatte abziehen lassen, war nicht ohne Grund geschehen. Er hatte sich nämlich vorsorglich noch 79 Tage vor seinem Sturz zum direkten Nachkommen des Propheten erklären lassen. In einer amtlichen Verlautbarung hatte es geheißen, sein Stammbaum gehe über seine Mutter bis auf Mohammed zurück. Diese propagandistische Lüge war im islamischen Ägypten allgemein geglaubt worden; und auf die religiösen Gefühle der Gläubigen mußte natürlich Rücksicht genommen werden. Deshalb wurde im Juli 1952 auch nicht sofort die Monar-

chie beseitigt. Offiziell galt bis zur Ausrufung der Republik am 18. Juni 1953 Faruks Sohn Achmed Fuad, der zum Zeitpunkt der Revolution noch nicht einmal ein Jahr alt war, als Thronfolger.
Heute, da man weiß, welch führende Rolle Gamal Abdel Nasser in der ägyptischen Revolution gespielt hat, mutet es seltsam an, daß er nicht von Anfang an die wichtigsten Ämter im Staat übernahm. Ja, in der ersten Zeit nach der Machtübernahme durch die Freien Offiziere kannte die Welt noch nicht einmal seinen Namen; jeder sprach nur von General Ali Mohammed Nagib.
Es war eine äußerst wichtige Entscheidung der Freien Offiziere gewesen, zunächst keinen aus ihrer Mitte an die Spitze des Staates zu stellen. Sie alle kamen fast ausnahmslos aus dem Kleinbürgertum; sie alle hatten weder einen Namen bei der nationalen Bourgeoisie noch bei den Arbeitern und Bauern. In einem Land aber, in dem eine reiche, durch unzählige Fäden miteinander verbundene Oberschicht über in Unwissenheit gehaltene Analphabeten herrscht, gilt ein Name mehr als ein Programm.

Bald geriet er in Konflikt mit den Revolutionären. Im Jahre 1954 wurde er aller seiner Ämter enthoben. Die Zeit war über ihn hinweggegangen.
Um das internationale Aufsehen ermessen zu können, das der Staatsstreich der jungen Offiziere hervorrief, muß man sich die damalige Situation in der arabischen Welt vergegenwärtigen. Ägypten war unter Faruk faktisch noch eine britische Kolonie. Die Situation im Sudan ähnelte – als britisch-ägyptisches Kondominium (Gemeinschaftsbesitz) getarnt – der in Ägypten. In Syrien regierte der von den USA in den Sattel gehobene Militärdiktator Schischakli. König Feisal herrschte über den Irak,

Ehrenbezeigung für einen Gast aus Freundesland: Während seines Aufenthaltes in der Arabischen Republik Ägypten im Oktober 1971, besuchte der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, unter anderem die Militärtechnische Hochschule in Kairo.



Der damals einundfünfzigjährige General Nagib besaß einen bekannten Namen, ja, er genoß im Volke sogar große Sympathien. Im Krieg gegen Israel dreimal verwundet, hatte er nicht nur auf dem Schlachtfeld persönlichen Mut bewiesen. Energisch war er auch gegen Waffenschieber aufgetreten, deren Spuren bis in die höchsten Kreise der Monarchie geführt hatten. Deshalb war er bei Faruk in Ungnade gefallen und pensioniert worden. Obwohl er politisch so unbedarft wie in seiner Haltung konservativ war, trugen ihm die Freien Offiziere bereits vor ihrem Aufstand die höchsten Staatsämter an. Nagib nahm nur vorübergehend und partiell Einfluß auf die ägyptische Politik.

wo sich im übrigen Briten und Amerikaner um den größten Einfluß stritten.
Im Libanon drangsalierte ein reaktionärer Präsident namens Al-Churi die Werktätigen. König Idris war Despot von Libyen, das unter seiner Regentschaft eine proimperialistische Politik verfolgte (wenn auch der unterdes schon wieder geräumte US-Stützpunkt Wheelus zu dieser Zeit noch nicht einmal konkret geplant war!). Tunesien, Algerien (in dem der bewaffnete Befreiungskampf noch nicht begonnen hatte!) und Marokko waren französische Kolonien. Und Israel schließlich wurde gerade erst von den amerikanischen Monopolen hochgepäppelt. Der Nahe Osten, fast alle



arabischen Länder waren eine Domäne des Imperialismus.
Dieses „Idyll" hatten die Freien Offiziere empfindlich gestört. Die berühmtesten Herbergen Kairos, „Sheperd's Hotel" und „Semiramis", waren sofort ausgebucht. Aber keine gewöhnlichen Touristen bevölkerten sie nun. Emissäre aus den Hochburgen des Imperialismus gaben sich in Kairos Regierungsämtern die Klinken in die Hand, um herauszufinden, was die jungen Offiziere eigentlich wollten, ob sie eine Gefahr für die imperialistische Strategie bedeuteten.
Zumindest war bald zu erkennen, was die neuen Männer auf keinen Fall wollten: Abhängigkeit vom imperialistischen System, nationalen Ausverkauf, soziale Ungerechtigkeit. Wer sich damals die Mühe machte, die nicht immer übersichtliche Geschichte der Offiziersverschwörung zu verfolgen und vor allem den Werdegang ihres führenden Mannes, Gamal Abdel Nassers, konnte unschwer zu dieser Erkenntnis kommen.

Im Jahre 1938 waren einige Absolventen der Kairoer Militärschule nach Oberägypten versetzt worden. Inmitten der Wüste, umgeben von trostlosen Granithügeln, liegt dort auf einem Felsplateau die Garnison Mankabat. Hier sollten sich die jungen Offiziere erste Erfahrungen im Truppendienst aneignen. Einer von ihnen war der damals damals zwanzigjährige Leutnant Gamal Abdel Nasser. Die eintönige Wüste schreckte ihn nicht. Hier traf er wenigstens nicht so häufig wie in Kairo auf die hochmütig auf jeden „Eingeborenen" herabblickenden britischen Besatzer.
Als Sohn eines einfachen Postangestellten in dem kleinen oberägyptischen Dorf Beni Mor geboren, hatte Nasser eine recht ärmliche Kindheit verlebt. Schon damals hatte er sich zu denen hingezogen gefühlt, die gegen soziale Ungerechtigkeit protestierten. Bereits mit zwölf Jahren war er nach einer Demonstration auf ein Polizeirevier geschleppt worden. Von jener Zeit an hatte er keinen Unterschied mehr gemacht zwischen den briti-



Ägyptischer Posten am Suez-Kanal. In seinem Gesicht spiegelt sich die Entschlossenheit wider, jeder neuen Provokation der israelischen Aggressoren mit allen Kräften zu begegnen.

schen Besatzungstruppen und ihren ägyptischen Helfershelfern. Doch der junge Gamal haßte die Briten nicht pauschal. Horatio Nelson, Britanniens volkstümlicher Seeheld, entzündete beispielsweise seine kindliche Phantasie, entfachte seine Begeisterung.
Als Soldat griff Nasser später zu anderen Büchern. Er las vor allem Werke über den Nahen Osten – und über die französische Revolution. Das Bild vom Sturm auf die Bastille ließ ihn nie mehr los.
Gerade in Mankabat nicht. Das Leben war hart dort. Das hatte Nasser erwartet. Es war aber auch entwürdigend. Der Garnisonskommandeur spielte sich wie ein altorientalischer Würdenträger auf und drangsalierte seine Offiziere ebenso wie die Soldaten. Kamen sie doch aus „niederen" Schichten. Zur gleichen Zeit katzbuckelte er vor den britischen Militärs.
Die jungen Offiziere waren empört. Nach Patrouillenritten durch die Wüste kam es an nächtlichen Lagerfeuern oft zu erregten Debatten. Auch über die Zukunft der Heimat. Nasser fand unter seinen Kameraden Gleichgesinnte. Und als sie das erste Mal Wachen gegen ungebetene Zuhörer aufstellten, wußten sie, daß sie einen Weg beschritten hatten, der nur mit dem Sturz des Bestehenden oder mit ihrem eigenen Untergang enden konnte. Der Bund Freier Offiziere war geboren.
In einer Flugschrift, die kurz nach der Dienstzeit Nassers in Mankabat verfaßt worden war, finden sich Worte von ihm, die bereits beachtliche gedankliche Klarheit erkennen lassen: „Wir sagen dem Imperialismus, der Monarchie und dem Feudalismus den Kampf an; denn wir wehren uns gegen Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Leibeigenschaft. Alle, die das Vaterland wahrhaft lieben, wünschen die Errichtung einer starken und von Vormundschaft freien Demokratie. Dieses Ziel streben wir mit allen Mitteln an, und wir werden es erreichen, sei es mit Waffengewalt oder auf anderem Wege... Dies zeigt uns den Weg, den wir gehen müssen: Es ist der Weg der Revolution."
So braucht es nicht zu verwundern, daß aus dem zunächst unbekannten Verschwörer ein fast legendärer Volksheld wurde – aus dem Aufstand einiger Offiziere der Beginn einer sozialen Revolution. Freilich hatte es nach dem geglückten Staatsstreich noch vieler neuer Erkenntnisse und heftiger Auseinandersetzungen bedurft, bis sich erste Schritte hin zum nichtkapitalistischen Entwicklungsweg abzeichneten. Es gab Rückschläge, bei denen imperialistische Agenturen und einheimische Reaktionäre die Finger im Spiel hatten; aber es gab auch Erfolge, die durch die sich festigende Freundschaft mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten sowie durch deren brüderliche Hilfe möglich wurden.
Es ist das historische Verdienst der ägyptischen Revolutionäre vom 23. Juli 1952, ihrem Land den Weg des gesellschaftlichen Fortschritts geöffnet zu haben.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Zeitgeschmack, 4. vorgeschobene Einheit zur Sicherung ruhender Truppen, 9. indischer Schriftsteller, Journalist und Drehbuchautor, 12. Strom in Mitteleuropa, 13. Provinz in Saudi-Arabien, 14. Radteil, 15. Schreibweise, 18. Oxidschicht an Eisen, 19. Stockwerk, 20. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 22. griechischer Buchstabe, 24. Fischfett, 26. kleine Ansiedlung, 28. Nebenfluß der Wisla, 30. Sinnesorgan, 32. Ergänzungs- oder Zusatzgerät, 33. Strom in Westafrika, 35. Ansprache, 37. spanische Anrede, 39. Führleine zum Abrichten von Pferden, 41. Buchstabengebilde, 44. Oberhaupt der ehemaligen Republiken Venedig und Genua, 45. Laubbaum (Mehrzahl), 47. Stadt in der Republik Sudan, 48. englisch-nordamerikanisches Längenmaß, 49. Kegelschnitt, 52. Nachtschattengewächs (Mehrzahl), 54. landwirtschaftliches Gerät, 56. Tip, Hinweis, 57. Handlung, 59. Nachtvogel, 61. Wurfleine, 63. Lebensbund, 65. deutscher Dichter (1781–1831), 66. italienische Weinbaustadt, 67. Zahl, 69. weiblicher Vorname, 70. Lebenssaft, 71. Stadt in Algerien, 72. Landschaftsform, 73. Dienstgrad, 74. Rückstand, Uberbleibsel.

Senkrecht: 1. Fehlbetrag, 2. kaufmännischer Begriff, 3. Hirschtier, 4. orientalische Kopfbedeckung, 5. Klebemittel, 6. Stadt in Frankreich, 7. Eile, 8. erhöhter Tritt, Platz, 9. Kampfplatz, 10. Hautkrankheit, 11. sportliches Wurfgerät, 16. Sedimentgesteine, 17. Strom in Sibirien, 21. Nebenfluß der Rhone, 23. Absonderung der Leber, 25. Abschiedsgruß, 27. Schilf, Röhricht, 29. Sammlung von Aussprüchen, 31. Hausflur, 33. Strömung hinter Schiffen, 34. Nähmaterial, 36. Saugwurm, 38. Angehöriger eines nordgermanischen Volksstammes, 40. Bucht im Süden des Weißen Meeres, 41. Bekleidungsstück, 42. englisch: eins, 43. Verpackungsgewicht, 45. der letzte Teil einer Rennstrecke vor dem Ziel, 46. Windschatten, 47. belgischer Badeort, 48. Löwe (dichterisch), 50. Weinernte, 51. Geruchsstoff der Veilchen, 52. Krankentransportgerät, 53. Siedlungsanlage in Tanganjika, 55. Teil der Kette, 57. Scheunenboden, 58. Straßenzug, Gebäudeteil, 60. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 62. Küchengerät, 64. Kopfschmuck, 68. kolloide Lösung.

AUFLÖSUNG AUS NR. 6

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Kranz, 6. Alibi, 10. Lido, 13. Opole, 14. Erde, 15. Osten, 16. Regal, 18. Etage, 19. Inge, 21. Orden, 23. Erle, 25. Else, 27. Ulmen, 28. Ern, 30. Arena, 33. Inseln, 36. Nara, 38. Irak, 39. Ried, 40. Meta, 42. Erg, 43. Sog, 44. Peru, 45. Paß, 46. Amin, 48. Ster, 50. Sirene, 51. Halle, 54. Eta, 55. Miass, 58. Anti, 60. Ente, 61. Paris, 63. Leid, 65. Egel, 67. Gerda, 68. Rente, 69. Linie, 70. Rondo, 71. Elen, 72. Erpel, 73. Riesa. – **Senkrecht:** 1. Popowitsch, 2. Mond, 3. Kern, 4. Angel, 5. Zelle, 6. Ade, 7. Letter, 8. Bogen, 9. Isel, 10. Leier, 11. Inn, 12. Ode, 17. Armbrust, 20. Gin, 22. Eber, 24. Ennepe, 26. Salami, 27. Unke, 29. Ramsgate, 31. Ebene, 32. Aggression, 34. Sigel, 35. Lappen, 37. Adarme, 41. TASS, 47. Irma, 49. Taille, 52. Ale, 53. Laden, 54. Eiger, 56. Inger, 57. Serie, 59. Tete, 61. Para, 62. Renn, 63. Lee, 64. Ire, 66. Nil.



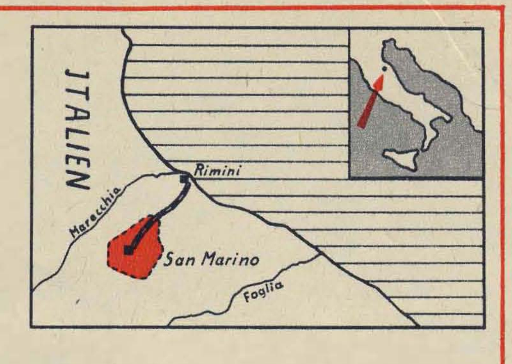


Verstärkte Kampfeinheit in Indochina



Überall, wo sich amerikanische Luftpiraten am vietnamesischen Himmel zeigen – wie hier beim Leuchtturm von Haiphong –, wird aus allen Rohren auf sie gefeuert. Auf seiner 20. Tagung bezeichnete das ZK der Partei der Werktätigen Vietnams es als dringende Aufgabe der Partei, der Armee und des gesamten Volkes, den Widerstandskampf verstärkt und ausdauernd zu führen. Dabei soll in enger Einheit mit den Armeen und Völkern von Laos und Kambodscha gehandelt werden, um die „Vietnamisierung" des Krieges sowie die Nixon-Doktrin in Indochina zum Scheitern zu bringen. Wörtlich heißt es: „Wir haben gegenwärtig günstige Voraussetzungen, um den Widerstandskampf gegen die USA, für die nationale Rettung kraftvoll voranzuführen."

Karten: Kutzner



Bergfestung San Marino

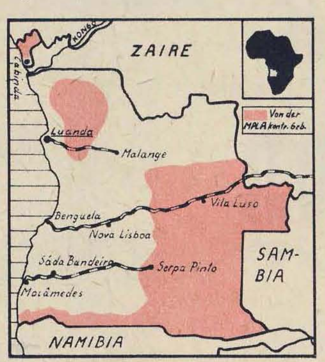
Auf dem Monte Titano inmitten Italiens besteht einer der kleinsten Staaten der Welt, die Republik San Marino (61 km², 19000 Staatsangehörige, davon 9500 außerhalb des Landes lebend). Außer der Zollhoheit, die von Italien wahrgenommen wird, übt San Marino alle Souveränitätsrechte selbst aus. Es unterhält zu 32 Staaten, einschließlich der Sowjetunion, diplomatische Beziehungen und ist Mitunterzeichner des Atomwaffensperrvertrages. Die Republik verfügt über eine 12köpfige Garde, eine sogenannte Adelswache zum Schutz der Regierung sowie über 200 Soldaten und Offiziere. Im Verteidigungsfall können alle Bürger zwischen 16 und 50 Jahren einberufen werden. Im Jahre 1944, als die Hitlerfaschisten Italien besetzten, gewährte die Regierung von San Marino 100000 Italienern politisches Asyl. Einheiten der Wehrmacht überschritten daraufhin die Grenze des neutralen Landes, verzichteten jedoch aus taktischen Erwägungen auf eine Besetzung der schwer zugänglichen Stadt.



Aus unserem Jahrestagskalender

6. August: Tag der rumänischen Seestreitkräfte
13. August: Tag der bulgarischen Flotte
15. August: 25. Jahrestag der Unabhängigkeit Indiens
18. August: Tag der sowjetischen Luftflotte
23. August: Tag der polnischen Luftstreitkräfte
27. August: Tag der bulgarischen Grenztruppen

Etwa 500 000 km² von 1 247 000 km² des Landes – mit insgesamt 5,5 Millionen Einwohnern – kontrolliert gegenwärtig die Befreiungsbewegung Angolas (MPLA). In der letzten Zeit ist sie, wie ihr Präsident, Dr. Agostinho Neto, erklärte, „in die Provinz Bié vorgestoßen in die dicht besiedelten Gebiete, wo auch der Widerstand der Kolonialisten erbitterter wird. Jetzt greifen wir auch größere Ortschaften an. Das bedeutet eine qualitative Veränderung – vom Guerillakampf zum Bewegungskrieg größerer Einheiten." In Angola, das dreizehnmal so groß ist wie Portugal, stehen 70 000 modern ausgerüstete portugiesische Kolonialsöldner.





Krakenarme



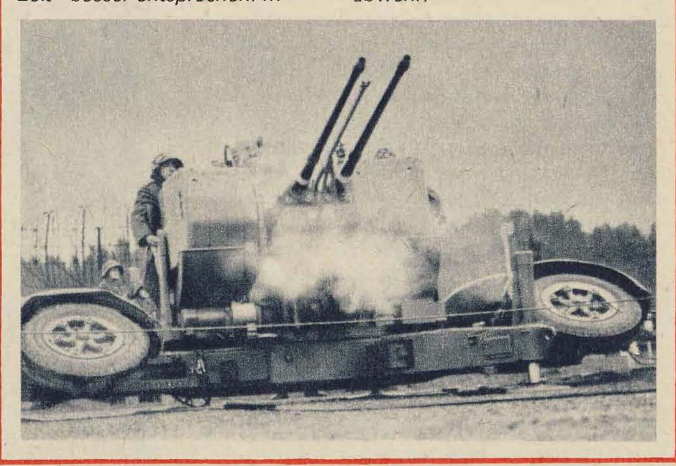
Schießwütige Killer auf dem US-Militärstützpunkt Guantánamo, von dem aus schon wiederholt gefährliche Provokationen gegen die Republik Kuba ausgingen. Etwa eine Million der insgesamt 2,4 Millionen Soldaten der amerikanischen Armee sind in fremden Ländern stationiert. In den vergangenen Jahren legten die USA 429 große und fast 3 000 kleinere Stützpunkte im Ausland an, von denen sich der größte Teil in Westeuropa befindet (mit etwa 300000 Soldaten, davon 215000 in der BRD). Ungefähr 65 Prozent ihrer Auslandsstreitkräfte konzentrierten die USA in Asien und im Pazifikraum.

Norwegens „Heimwehr"

Außer seinen rund 41 000 Mann starken regulären Streitkräften verfügt Norwegen über eine etwa 75000 Mann zählende „Heimwehr" zur Territorialverteidigung. Sie ist – bis auf Spezialeinheiten – mit Schützenwaffen ausgerüstet, die von den „Heimwehrmännern" mit nach Hause genommen werden. Norwegen ist in 18 Heimwehrbereiche aufgegliedert, die wiederum in Kreise und Bezirke unterteilt sind. Zu einem Heimwehrbezirk können, je nach örtlichen Verhältnissen, von 40 bis zu 1 000 Soldaten gehören, die in Trupps und Zügen, seltener in Kompanien, zusammengefaßt sind. Bereichschef ist jeweils ein Oberleutnant, der seine Funktion ehrenamtlich ausführt. Die Heimwehr wird u. a. auch im Küstenwachdienst und für die Luftabwehr eingesetzt.

Abschied vom Hafermotor

Der schweizerische Bundesrat hat der Bundesversammlung vorgeschlagen, bis Ende 1973 die 3450 Mann starke Kavallerie abzuschaffen. Sie soll zu Einheiten umformiert werden, die „den militärischen Erfordernissen der heutigen Zeit" besser entsprechen. In den nach dem Milizsystem organisierten Schweizer Streitkräften dienen rund 300000 Mann. Diese Zahl kann jedoch im Kriegsfall binnen 48 Stunden verdreifacht werden. Auf dem Foto: 35-mm-Zwillingsflak der schweizerischen Luftabwehr.

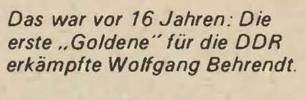


Vor den Rekorden die Erinnerung

Tage, an denen Olympiamannschaften aufbrechen, sind Tage der Voraussagen, gespannter Erwartung – aber auch Tage der Erinnerung ... Was werden die Wettkämpfe in den Arenen von München bescheren? Überraschungen, wie jenen 8,90-m-Sprung des Amerikaners Bob Beamon? Enttäuschungen, wie das Abschneiden des damaligen Diskusweltrekordlers Silvester? Dramatik, wie das Duell zwischen Margitta Gummel und Nadeshda Tschishowa im Kugelstoßen der Frauen? Eine Frage, die berechtigter als alle anderen ist, da beide wieder dabei sind? Fragen über Fragen. Und – wie man leicht entdecken kann – vor allem Fragen, die ihren Inhalt aus der Vergangenheit beziehen, aus den Vergleichen zu früheren Spielen. Die DDR aber hat zweifellos mehr zu vergleichen als nur Weiten und Zeiten! Um bei den Erinnerungen zu bleiben: Eines Morgens – man schrieb das Jahr 1968 – betrat ein mexikanischer Offizier das Mannschaftsbüro der DDR im Olympischen Dorf von Mexiko-Stadt und trug ernsten Gesichtes eine offizielle Entschuldigung vor. Kein Mexikaner hatte die DDR beleidigt, aber die Entschuldigung erschien den





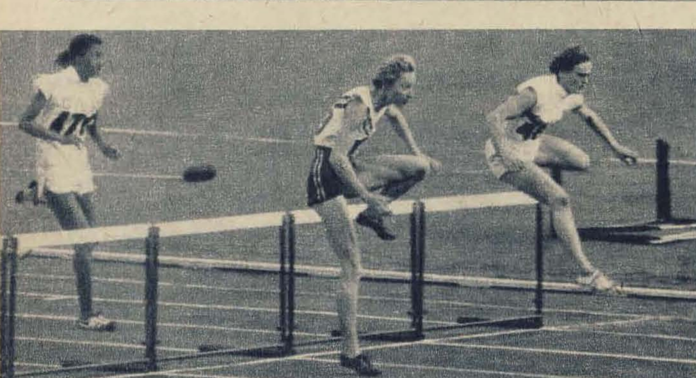


Das war vor 16 Jahren: Die erste „Goldene" für die DDR erkämpfte Wolfgang Behrendt.

Ebenfalls 1956 – Gisela Birkemeyer (damals Köhler) wird Zweite über 80 Meter Hürden.

Der „silberne" Hans Grodotzki. 1960 in Rom auf beiden Langstrecken (10000 und 5000 m) auf dem zweiten Rang.

Ingrid Gulbin holte in Rom und Tokio insgesamt 3 Goldmedaillen und 1 Silbermedaille





Mexikanern dennoch unumgänglich...
Was war geschehen? Nach dem geltenden olympischen Reglement mußte 1968 beim Hissen der Flaggen der Mannschaften der DDR und der BRD im Olympischen Dorf jener Part aus Beethovens IX. Symphonie gespielt werden, der einige Jahre hindurch als „Hymne" für beide vom IOC beschlossen war. Das mexikanische Armeeorchester war anläßlich des Flaggenzeremoniells für die BRD denn auch korrekt mit den Noten Beethovens aus ihrem Quartier aufgebrochen, hatte aber beim Aufziehen der Flagge zur allgemeinen Überraschung das – Deutschlandlied gespielt. Wie man ermittelte, war Bestechung im Spiel gewesen, was in Mexiko, einem Land, in dem die Kluft zwischen arm und reich enorme Ausmaße angenommen hat, nicht weiter verwunderlich ist. Korruption wird in solchen Ländern zu einer alltäglichen Erscheinung. Obwohl ein Leben lang mit der Korruption lebend, waren die zuständigen mexikanischen Offiziere in diesem Fall maßlos empört und hatten eine formelle Entschuldigung bei der DDR als erste Maßnahme befohlen. Mit dieser Entschuldigung war ein „Wiedergutmachungsangebot" verbunden: Der DDR-Mannschaft sollte das Recht zugestanden werden, bei ihrem Flaggenzeremoniell im Dorf ebenfalls ihre Nationalhymne spielen zu lassen. So sollte das „Gleichgewicht" wieder hergestellt und vor allem die völlige Gleichberechtigung beider Mannschaften demonstriert werden. Indes: Die DDR-Mannschaftsleitung lehnte das Angebot ohne Zaudern ab. Und zwar mit dem Hinweis darauf, daß die Regeln des IOC für Mexiko-Stadt den Beethoven-Part vorschrieben und mit einer neuen Entscheidung erst auf der Tagung des IOC in der Olympiastadt zu rechnen sei. Als die DDR-Flagge im Olympischen Dorf gehißt wurde, spielte man also „Freude, schöner Götterfunken"...
Wenige Tage später entschied das IOC mit überwältigender Mehrheit – und gegen die Stimmen der BRD-Vertreter –, der DDR künftig sowohl die eigene Flagge als auch die eigene Hymne zuzugestehen.
Als sich die Mannschaften nach Schluß der Spiele vor dem Stadion sammelten, um sich von

dem großartigen Publikum zu verabschieden, hatten die Mexikaner das Schild, das der DDR-Mannschaft vorangetragen werden sollte, mit der deutlich lesbaren Unterzeile „Deutsche Demokratische Republik" unter dem IOC-offiziellen „Ostdeutschland" versehen. Der Beschluß des IOC aber trat laut Protokoll erst am Tag nach den Spielen in Kraft. Der DDR-Mannschaftsleiter Manfred Ewald bat einen mexikanischen Offiziellen, die Unterzeile zu überkleben, was – nur am Rande bemerkt – von Fotografen aus der BRD festgehalten und mit der „sensationellen" Unterschrift versehen wurde: „Ein Versuch der DDR, schon am letzten Tag der Spiele unter ihrem Namen aufzutreten, scheiterte an der Wachsamkeit der Mexikaner, die sofort die Zeile ‚Deutsche Demokratische Republik' überklebten!"
Doch die Geschichte dieser Lüge nur am Rande. Diese beiden Erinnerungen an die Spiele von Mexiko-Stadt belegen hinlänglich, daß die DDR sich in dem gewiß nicht gerade harmlosen Kampf um ihre völlige Gleichberechtigung immer strikt und streng an die Regeln hielt. Es soll hier auch nicht verschwiegen werden, wie die Mexikaner die Haltung der DDR beurteilten . . .
Am letzten Tag wurden nach alter Tradition die Flaggen Griechenlands – als erstem Ausrichter moderner Spiele –, Mexikos – als Gastgeber der eben beendeten Spiele – und die der BRD – als Ausrichter der nächsten Spiele – über der Anzeigetafel gehißt und die Hymnen der drei Länder intoniert. Hier wäre die Hymne der BRD also durchaus rechtens gewesen, doch erschien das Orchester mit den Beethoven-Noten. Wieder bemühte man sich mit viel Geld, das Noten-



Olympisches Edelmetall auch für Jürgen Eschert. Sein Sieg im Einer-Canadier in Tokio bedeutete die erste Goldmedaille für einen Armeesportler.
Frank Wiegands Medaillensammlung kann sich sehen lassen: Viermal Silber in Tokio und Mexiko-Stadt.
„Nur" Bronze für Wolfgang Nordwig in Mexiko. Trotzdem zählt er zu den beständigsten Stabhochspringern der Welt.



Blatt im wahrsten Sinne des Wortes zu wenden, und am Ende versprach denn der Orchesterdirigent auch, die gewünschte Hymne zu spielen. Als es soweit war – packte das Orchester die Instrumente zusammen und Beethovens Part wurde vom Band gespielt . . .
Noch einmal: Tage, an denen Olympiamannschaften aufbrechen, sind Tage der Voraussagen, gespannter Erwartung – aber auch Tage der Erinnerung. Und viele werden sich in den Tagen des Aufbruchs unserer Mannschaft nach München daran erinnern, daß man genau zwanzig Jahre vorher auf solchen Aufbruch vergeblich gehofft hatte. Eine Erinnerung, die nicht heraufbeschworen werden muß, sie drängt sich auf: Genau zweimal zehn Jahre sind seitdem vergangen!
Damals rief Helsinki die Sportjugend der Welt, und nach den Regeln war allein die Existenz eines Nationalen Olympischen Komitees in der DDR Voraussetzung für den Start einer Mannschaft bei den Spielen. Das NOK hatte sich am 22. April 1951 in Berlin konstituiert und schlug bereits auf seiner ersten Sitzung vor, eine vernünftige, vom Prinzip der Gleichberechtigung bestimmte Regelung mit dem NOK der BRD zu treffen. Eine Antwort erhielt man am 26. Mai 1951: „Das westdeutsche NOK hat sich auf seiner Präsidialsitzung am Mittwochabend gegen die Bildung eines zweiten Komitees in der Sowjetzone (gemeint war die DDR – k. u.) ausgesprochen." Abgesehen von dem unfreundlichen Ton, hat man keine Mühe, zwischen den Zeilen die unverhohlene Absicht der Einmischung in die inneren Angelegenheiten der DDR zu lesen.
Es ist auch aufschlußreich zu wissen, daß man sich damals auf die IOC-Regel berief, die jedem Land nur eine Mannschaft zugesteht. Da es gelang, den Status der DDR als Land vor dem IOC in Zweifel zu stellen, gelang es auch tatsächlich, die Teilnahme einer DDR-Mannschaft in Helsinki zu verhindern, wogegen dem Start einer Mannschaft des Saarlandes nichts im Wege stand. Der Unterschied zwischen dem Saarland und der DDR bestand – leicht erkennbar – in den Herrschaftsverhältnissen. Und diese Seite der Sache hatte der BRD-Vizekanzler Blücher schon 1949 als vorrangig deklariert, als er bei der Gründungsversammlung des NOK der BRD er-

Die DDR bei Olympischen Spielen

1952 gelang es der Bonner Sportführung noch, den Start von DDR-Sportlern bei Olympischen Spielen zu verhindern. Von 1956 bis 1964 gab es dann die sogenannte gemeinsame deutsche Olympiamannschaft. Der Anteil der DDR in diesen Vertretungen zeigt die wachsende Stärke unseres Sportes. Das führte schließlich 1968 zum erstmaligen Start einer selbständigen DDR-Mannschaft, aber noch ohne DDR-Flagge und -Hymne. 1972 nun ist die DDR mit allen Rechten eines souveränen Staates bei den Olympischen Spielen dabei.

Jahr	DDR-Aktive	BRD-Aktive	Medaillen (m. Wintersport) für die DDR		
			Gold.	Silber	Bronze
1956	37 (6)	141	1	4	3
1960	133 (32)	194	5	10 (3)	7 (1)
1964	194 (43)	181	5 (1)	13 (4)	5 (5)
1968	selbst. DDR-Mannsch.		10 (3)	11 (1)	9 (1)

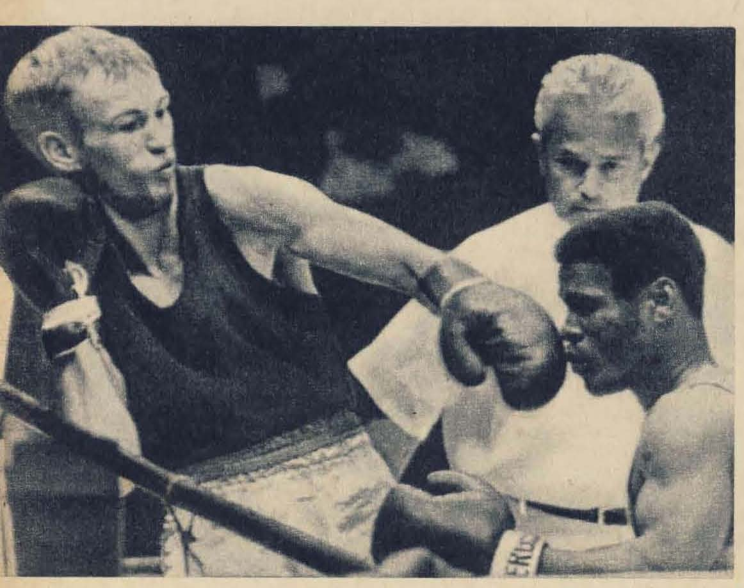
(in Klammern Armeesportler)

Welt- und Europameistertitel für die DDR

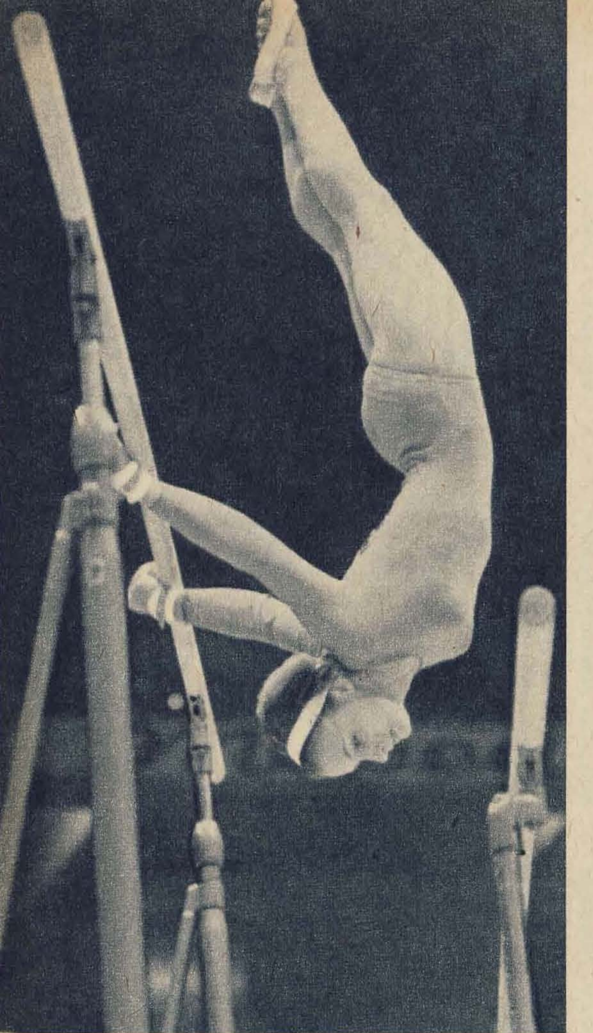
	Weltmeisterschaft			Europameistersch		
	Gold	Silb.	Br.	Gold	Silb.	Br.
bis 1956	4	8	4	4	2	4
1957–1960	42	26	41	16	17	31
1961–1964	87	67	59	23	37	46
1965–1968	53	64	53	35	44	68
1969–1972	53	53	64	97	88	81

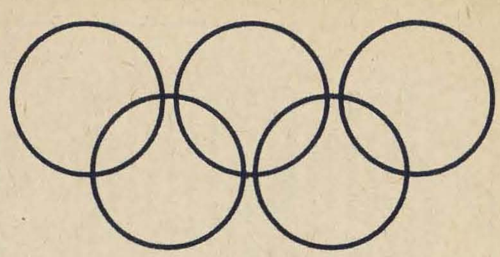
Anerkennung der DDR-Sportverbände						
	bis 1956	28	bis 1964	56	bis 1972	71
	bis 1960	50	bis 1968	68		

klärte: „Wenn wir heute hier erschienen sind, um das Nationale Olympische Komitee zu begründen, so ist in der Tat – soweit wir heute hier von einer Nation sprechen können – diese Nation hier vertreten."
Unter diesem Aspekt also – die „Nation" wird allein durch Bonn und seine Sportführer vertreten – wurde die Teilnahme der DDR-Sportler in Helsinki verhindert, und selbst ein so verschworener Feind der DDR wie der ehemalige Geschäftsführer des faschistischen „Reichsbundes für Leibesübungen", Guido von Mengden – nach Kriegsende sogleich vom Sportbund der BRD „übernommen" – konnte nicht umhin, einige Jahre später zu bekennen: „Eine spätere Geschichtsschreibung wird wohl zu dem Ergebnis kommen, daß eine Zusammenlegung der beiden deutschen NOK's damals an der Haltung der Vertreter der Bundesrepublik gescheitert ist."
Es sei allerdings auch nicht verschwiegen, daß sich das NOK der BRD durchaus eifrig um eine Teilnahme von DDR-Sportlern in Helsinki bemühte: nach Verrat der DDR in der BRD-Mannschaft. Doch dem Aufruf, der DDR den Rücken zu kehren, folgte nicht ein einziger Athlet, der eine olympische Chance gehabt hätte.
Den Älteren unter denjenigen, die heute den Aufbruch unserer Olympiamannschaft mit Spannung und Anteilnahme verfolgen und die Chancen olympischer Medaillen und Plätze abwägen, ist gewiß noch in genauer Erinnerung, welcher Teufelskreis die DDR-Athleten damals umgab.
Als erster Eintrittspreis in die olympische Arena galten nur aufsehenerregende Rekorde. Rekorde aber werden nur für Athleten geführt, die einem von den internationalen Föderationen anerkannten Verband angehören. In den internationalen Föderationen aber war die Lage wie im IOC: Die Sportverbände der BRD nutzten ihren ganzen Einfluß, um die Anerkennung der DDR-Verbände zu vereiteln. So betrachtet, eine scheinbar hoffnungslose Lage!
Sie war nur deshalb nicht hoffnungslos, weil die DDR über gute Freunde verfügte. Die erste Bresche wurde 1949 bei den Weltfestspielen in Budapest geschlagen, als die ungarischen Freunde dem Protest gegen den Start der DDR-Sportler – von seiten westeuropäischer Studentenorganisationen – mit der Idee begegneten, die DDR-Vertretungen als Gewerkschaftsmannschaft starten zu lassen.
Nie werde ich den Morgen vergessen, da ein abgesagtes Fußballspiel unserer Elf gegen eine ungarische Auswahl plötzlich an allen Anschlagsäulen als Begegnung zweier Gewerkschaftsmannschaften plakatiert war. Tatsächlich war die DDR damals bereits Mitglied des Weltgewerkschaftsbundes, und damit war eine „juristische" Möglichkeit für dieses von 30000 Budapester Fußballfreunden besuchte Spiel gegeben. Und in der DDR-Rekordliste des Kugelstoßens – um ein anderes Beispiel zu nennen – steht für immer die Weite von 13,35 m, die Ernst Schmidt am 11. August 1949 in Budapest aufstellte – hinter verriegelten Stadiontoren, so daß niemand behaupten konnte, der Vergleich mit einer ungarischen Leichtathletikvertretung wäre „öffentlich" gewesen...
Für Ernst Schmidt und seine Freunde aber war dieser Vergleich mit ungarischen Athleten die nach gewissenhafter Vorbereitung auf das Festival entscheidende und zum Rekord führende Prüfung.
Die Sowjetunion und die anderen sozialistischen



12 Jahre nach Wolfgang Behrendt wieder ein Box-Olympiasieger der DDR: Manfred Wolke.
Unsere Turndamen sind der Weltspitze immer näher gekommen. Karin Janz und Erika Zuchold, schon in Mexiko dabei, sind Olympiahoffnungen für München.







Länder aber luden nicht nur DDR-Mannschaften ein, ohne danach zu fragen, ob sie Mitglieder der internationalen Föderationen sind, sondern stellten auch auf den Kongressen der Föderationen wieder und wieder den Antrag, die DDR anzuerkennen.
Und zu dieser demonstrativen und aktiven Hilfe für unsere Athleten kam schließlich noch eine andere, immens wichtige Art von Hilfe: Trainer aus den befreundeten Ländern kamen in die DDR oder luden DDR-Sportler zu sich ein. Ernst Schmidt, Zehnkämpfer, Kugelstoßer, Diskuswerfer, hält noch heute eine kleine Filmbüchse daheim in hohen Ehren. Anfangs der fünfziger Jahre hatte ihm ein sowjetischer Trainer viele wertvolle Tips gegeben. Darunter auch den, einen trainierenden Athleten wieder und wieder zu filmen und ihm noch am gleichen Tag den Film vorzuführen, um Fehler ausmerzen zu können, die noch in frischer Erinnerung sind. Ernst Schmidt stellte dem sowjetischen Freund am Ende eine rein praktische Frage: „Und wer entwickelt mir den Film bis zum Abend?" „Du selbst", gab der sowjetische Genosse zur Antwort und schenkte Ernst eine Büchse, in der man einen Schmalfilm selbst entwickeln kann. Ein damals in der DDR kaum aufzutreibender Gegenstand. Das Wort von den Freunden, vor denen man keine Geheimnisse hat, wurde zur Losung, zur echten täglich mit Inhalt und Leben erfüllten Losung. Und das vor allem, wenn die Freunde auf eigene sportliche Chancen verzichteten, um ihre Solidarität mit der DDR zu bekunden. Die Eishockey-Weltmeisterschaft 1962, die ohne UdSSR und ČSSR ein bedeutungsloses Turnier blieb, mag da für viele Beispiele stehen.
Tage, an denen Olympiamannschaften aufbrechen, sind Tage der Voraussagen, gespannter Erwartung – aber auch Tage der Erinnerung . . . Wir sollten die Erinnerung auch während der sicherlich turbulenten Tage der Spiele nicht aus den Augen verlieren!

Klaus Ullrich

старшина сержант



Technik-Porträt

Die erste Verlautbarung über die Existenz einer neuen strategischen Waffe mit interkontinentaler Reichweite, der ballistischen Fernrakete, ging am 27. August 1957 um die Welt. TASS verbreitete die Nachricht vom erfolgreichen Start einer ballistischen Rakete in der Sowjetunion, die präzise ein 13 000 km entferntes Zielgebiet erreichte. Seitdem sind strategische Raketen, ob ortsfest in verbunkerten Stellungen oder mobil auf beweglichen Startrampen, etwas „Alltägliches" geworden. Deswegen wollen wir uns die ballistische Rakete, eine Waffe der Teilstreitkraft Strategische Raketentruppen der Sowjetarmee, ein wenig näher besehen.

Beginnen wir mit einem Quentchen Theorie: Die Bahn, auf der sich die Rakete vom Startpunkt bis zum Ziel bewegt, wird Flugbahn genannt. Sie gliedert sich in zwei Abschnitte, die Antriebsbahn und die Freiflugbahn. Den ersten Abschnitt bezeichnet man auch als den aktiven Teil der gesamten Flugbahn. Hier arbeitet das Raketentriebwerk. In der Freiflugbahn, der weitaus längeren Strecke, befindet sich die Rakete auf Zielkurs. Hier wirken nur noch die Anziehungskraft der Erde und der Luftwiderstand auf den Raketenkörper ein. Ballistische Raketen werden senkrecht gestartet. Sie durchdringen so die dichten Schichten der Atmosphäre schneller. In der Stratosphäre, in den dünnen Luftschichten, bewegt sich die Rakete antriebslos, weil am Ende der Antriebsbahn das Triebwerk ausgeschaltet wurde. Gleichzeitig löst sich das Kopfteil mit der Gefechtsladung vom Raketenkörper und fliegt allein dem Ziel entgegen. Diese Trennung hat zwei Gründe: Einmal läßt sich das relativ kleine Kopfteil sehr schlecht orten und zum anderen wird die gewünschte Treffgenauigkeit besser erzielt. Würde die gesamte Rakete ins Ziel geführt, so könnten beim Wiedereintritt in die dichten Luftmassen Deformierungen auftreten, die die Treffgenauigkeit beeinträchtigen.

Die Reichweite einer ballistischen Rakete wird durch die Arbeitsdauer des Triebwerkes erzielt. Ein vor dem Start eingegebenes Programm in den Geräteteil reguliert die Brenndauer, löst den Brennschlußpunkt aus und bewirkt das Lenken der Rakete auf ihrer Bahn. Längere Brennzeit bedeutet größere Flugweite – und umgekehrt.

Unsere Zeichnung vermittelt einen Überblick über den Aufbau einer ballistischen Rakete. Es ist eine Einstufen-Flüssigkeitsrakete. Der zylindrische Körper ist aus hochlegiertem Stahl gefertigt. Dieser „Luxus" ist notwendig, weil die Rakete auf der Antriebsbahn großen Überbelastungen und einer starken aerodynamischen Aufheizung ausgesetzt ist. Seit einiger Zeit kennt man Raketen aus Titan und auch aus hitzebeständigen Plasten. Bei letzteren ergibt sich eine geringe Eigenmasse. Dafür kann mehr Treibstoff mitgeführt werden. Das wiederum erhöht die Reichweite. Das Kopfteil nimmt die Gefechtsladung auf; es ist kegelförmig und oft mit Stabilisatoren versehen. Weil beim Eintritt in die dichten Luftschichten die Aufheizung rund 7 000 Grad erreicht, ist das Kopfteil mit einer speziellen Hitzeschutzschicht belegt.

Im Mittelteil befinden sich die Brennstoff- und Sauerstoffbehälter. Am Heck sind die Stabilisierungsflächen angebracht, die für die richtige Fluglage der Rakete sorgen.

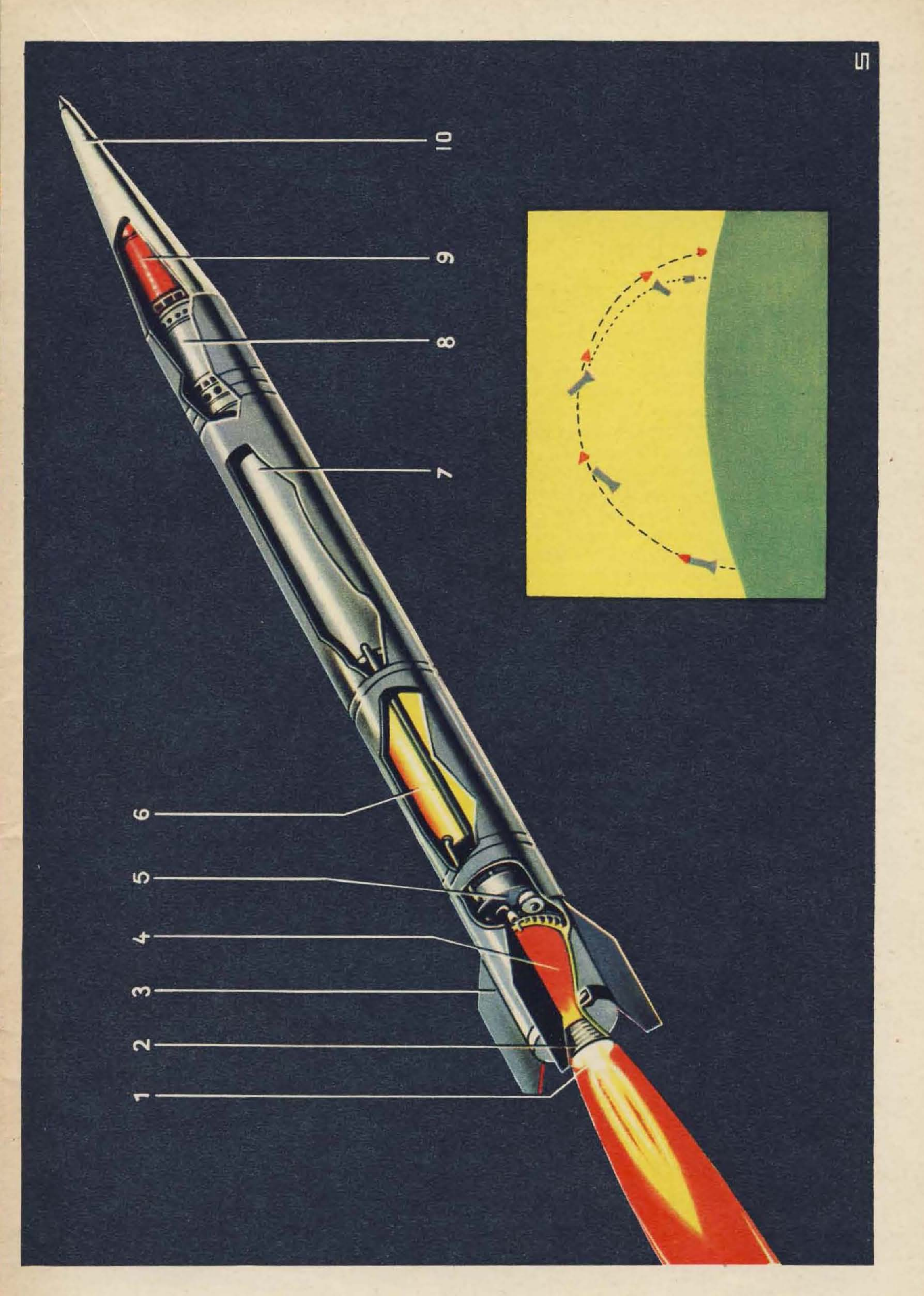
Einen kleinen Einblick in das Innere der Rakete gewährt uns bereits die Zeichnung: Die Spitze oder das Kopfteil dient zur Aufnahme der Gefechtsladung (herkömmlicher oder Kernsprengstoff). Dahinter befindet sich das „Gehirn" der Rakete, die einzelnen Geräte des Lenksystems. Man unterscheidet zwei prinzipielle Systeme der Raketenlenkung: Das autonome, bei dem die Bordapparaturen den Flug nach vorgegebenem Programm selbsttätig regulieren, und das Fernlenksystem. Hierbei erhält die Rakete die Lenkkommandos von einer Bodenstelle über Funk. Autonome Systeme haben die Fernlenkung ziemlich verdrängt. Sie sind zuverlässiger, weil weniger störanfällig und nicht beeinflußbar von fremden Kräften.

Vom Behälter des Sauerstoffträgers und vom Brennstoffbehälter sprachen wir bereits. Sie nehmen fast den ganzen Mittelteil ein. Im hinteren Teil der Rakete befinden sich die Turbopumpenanlage, die Brennkammer, die Schubdüse und die Gasruder. Es sind die Aggregate, die zum Triebwerkskomplex gehören. Die Gasruder führen durch Schwenkungen die Lenkbewegung der Rakete herbei.

1 Gasruder zur Lenkung der Rakete
2 Schubdüse
3 Leitflächen
4 Brennkammer
5 Turbopumpenanlage
6 Brennstoffbehälter
7 Behälter des Sauerstoffträgers
8 Lenksystem
9 Gefechtsladung
10 Kopfteil

Flugbahn einer ballistischen Rakete: Start; Abtrennen des Kopfteils am Schluß der Antriebsbahn; Bahn des Kopfteils (Gefechtskopf) und des Raketenkörpers; Zielpunkt.

STRATEGISCHE BALLISTISCHE RAKETE


5
10
9
8
7
6
5
4
3
2
1

Soldaten schreiben für Soldaten



Die Jagd über Bord

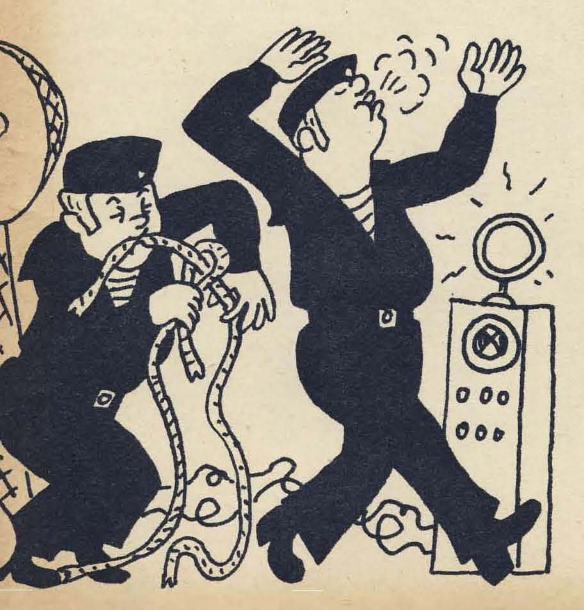
„. . .los!" Der Kommandant hatte selbst das Startzeichen gegeben. Wenn es um Sport ging, war er dabei. Diesmal stand ein seemännischer Mehrkampf auf dem Programm.
Eben war Wahrendorf die Leiter zum Oberdeck hochgehangelt. Oben mußte noch ein Tampen erklommen werden. Und am nächsten Niedergang war der SOS-Notruf auf einer Morsetaste zu geben: dit-dit-dit. . .da-da-da. . .dit-dit-dit. Wahrendorf brachte ihn spielend. Daraufhin schnappte er sich einen Leckwehrbalken, und abwärts ging die wilde Jagd, von einem Deck zum anderen. Am Niedergang zur Stauung stoppte er. Seine Kräfte waren am Schwinden. Ganz unten in der Messe mußte noch eine Runde gedreht werden und dann zurück. Doch Wahrendorf lief nicht hinunter, da kein Mensch zu sehen war. Schnaufend blieb er stehen und wartete ein paar Sekunden, bis sich sein Atem einigermaßen beruhigt hatte. Dann jagte er zurück. Vor dem Maschinenraum lag ein Asbestanzug, der angezogen werden mußte. Wahrendorf ließ den Leckwehrbalken fallen und schlüpfte – soweit man bei seiner Fülle von „schlüpfen" sprechen kann – in den Anzug. Unten im Maschinenraum war eine Brandstelle markiert, die mit ein paar Schippen Sand gelöscht werden mußte. Hier stand auch ein Kontrollposten.
Dampfend und schweren Schrittes trampelte Wahrendorf dann den Niedergang aufwärts, warf den Anzug wieder von sich und zauberte an der Reling einen Palstek hin. Der folgende Kreuzknoten wurde lediglich ein Altweiberknoten, was Punkte kostete. Erschöpft stürzte sich Wahrendorf gleich darauf durchs Ziel.
„Hervorragende Zeit!" jubelte der Bootsmann, und als alle im Ziel waren, bestätigte der Kommandant: „Sie sind Sieger des ersten Laufs."
Wahrendorf sah ein bißchen verlegen in die Runde und zog seinen Bauch ein – so gut es ging. Der konnte alles verderben, denn jeder wußte, daß Wahrendorf normalerweise nicht der schnellste war. Er konnte seinen Sieg also nur mit besserer Technik und so in Zusammenhang bringen. Und vor allem, und das war wichtig, mußte er den zweiten Lauf, der in wenigen Minuten gestartet wurde, ebenso schnell bestehen. Doch, was war das? Der Kommandant und der Funker schleppten ein Funkgerät und irgendeine Peileinrichtung, dazu noch diverse Meßgeräte auf das Bootsdeck und richteten sie auf dem Kampfrichtertisch aus. Der Funker schien sie in Betrieb zu nehmen, und der Kommandant raunte ihm hin und wieder etwas zu.
Wahrendorf wurde aschfahl. Versteckte Kontrolle auf der Strecke? Wie sollte er da seinen Platz behaupten? Trotzdem, er mußte es schaffen! Wie ein Teufel stieß er sich von der Startrampe ab und klomm die Leiter hoch. Morsen – Leckwehrbalken – diesmal auch in die Messe – Feuer löschen – knoten – Ziel. Bestzeit! Wahrendorf hatte sich selbst übertroffen – die Angst vor dem Entdecktwerden im Nacken. Er war überglücklich. Und während er die nächste halbe Stunde schnaufend am Boden lag und sich nur mühsam erholte, hörte er, wie der Kommandant zum Funker sagte: „Genosse Stabsmatrose, bringen sie die defekten Geräte bitte gleich in die Reparaturwerkstatt."

Stabsmatrose d. R. Claus Zander

Der Taktiker

Feldwebel Krause schäkert gern mit hübschen Mädchen. Er nennt es, „eine Frau fürs Leben suchen".
Im Volksgarten entdeckt er an einem Tisch allein mit einer Tasse Kaffee ein bildhübsches weibliches Wesen. Der Feldwebel zieht die Uniformjacke straff und steuert den flotten Käfer an.
„Sie gestatten?", fragt er korrekt.
Es wird ihm ein Stuhl gestattet.
Nachdem er auch seinen Kaffee bestellt hat, beginnt er sein Anfangsgeplänkel.
„Sie sind wohl keine Hiesige?"
Die Schöne hebt den Kopf und antwortet durchaus nicht abweisend: „Jetzt schon..."
„Jetzt schon? Wie darf ich das verstehen?", sondiert der Feldwebel.
Er erhält bereitwillig Auskunft: „Nun, ich arbeite seit Monatsbeginn hier in der Poliklinik..."
„Als Krankenschwester?"
„Nein", lächelt die Schöne, „als Ärztin..."
Feldwebel Krause betrachtet erfreut die unberingten schmalen Finger und geht nicht nur schnur, sondern auch stracks zum Angriff über.
„Nehmen wir an", beginnt er sich dabei taktisch vorzuarbeiten, „ich würde jetzt erkranken und käme zur Poliklinik. Würden Sie mich dann behandeln?"
„Möglich ist alles", schmunzelt die Schöne.
Feldwebel Krauses Herz klopft in der Höhe der Kragenbinde. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit fragt er deshalb: „Und wie könnte ich es erreichen, von Ihnen behandelt zu werden?"
Die hübsche Ärztin blickt ihn versonnen an.
„Sie brauchen nur schwanger zu werden und sich auf der Gynäkologie zu melden..."

Werner Müller – Nauen



Verwechslung

Jeden Morgen um sechs Uhr
tritt ans Bett des Maaten Peter
Schwester Uschi, weißbeschürzt,
mit dem Fieberthermometer.

Außerdem erscheint sie auch
strikt nach jeder vierten Stunde.
Und er führt geduldig dann
zwei Tabletten stets zum Munde.

Einmal kommt sie früh um vier.
Peter wird nicht völlig munter,
hebt den linken Arm und steckt
die Tabletten sich darunter.

Obermaat d. R., Karl Artelt

Nachtgedanken

Siebzehn Mädchen steh'n vor dem Kasernentor am Abend. Sechzehn bekommen ihren Liebsten. Eine aber geht allein nach Hause, denn ich habe Wache.
Aber sechzehn Paare küssen unter ruhigem Himmel.

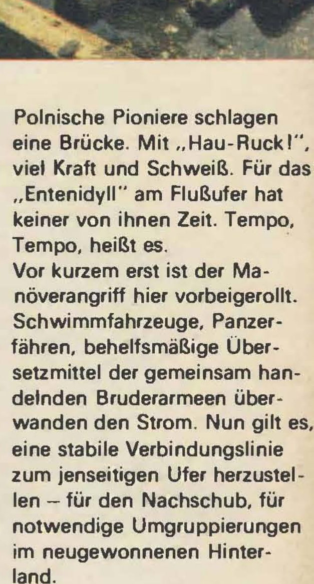
Gefreiter Eckhard Erxleben

Nicht kompetent

Stubendurchgang vor dem Zapfenstreich in einer Einheit der Bereitschaftspolizei. Anwärter Schmidt hat die Stube auf Hochglanz gebracht und alle Genossen energisch ins Bett gejagt.
Die Tür geht auf, herein kommen die Zugdienste und der Innendienstleiter. Anwärter Schmidt macht eine vorbildliche Meldung. Anschließend wird die Stube unter die Lupe genommen – es geht heute um die Zwischenauswertung in der inneren Ordnung.
Plötzlich entdeckt der Innendienstleiter auf dem Fensterbrett Zigarettenkippen. „Genosse Schmidt, was suchen diese Zigarettenreste auf dem Fensterbrett?" Genosse Schmidt schaut verdattert auf das Fensterbrett, dann geht ein Strahlen über sein Gesicht, und er antwortet: „Das weiß ich nicht, Genosse Hauptwachtmeister! Ich bin Nichtraucher!"

Anwärter Peter Teubner

Illustration: Harri Parschau



Für's Wasser FESTE BALKEN

Polnische Pioniere schlagen eine Brücke. Mit „Hau-Ruck!", viel Kraft und Schweiß. Für das „Entenidyll" am Flußufer hat keiner von ihnen Zeit. Tempo, Tempo, heißt es.
Vor kurzem erst ist der Manöverangriff hier vorbeigerollt. Schwimmfahrzeuge, Panzerfähren, behelfsmäßige Übersetzmittel der gemeinsam handelnden Bruderarmeen überwanden den Strom. Nun gilt es, eine stabile Verbindungslinie zum jenseitigen Ufer herzustellen – für den Nachschub, für notwendige Umgruppierungen im neugewonnenen Hinterland.
Die polnischen Brückenbaupioniere tummeln sich, kämpfen gegen die Zeit. Und sind außerdem immer auf dem Sprung, im nächsten Augenblick zu ihren Waffen zu greifen um das Ergebnis ihres Fleißes gegen angreifende Tiefflieger oder überraschend in ihrem Rücken auftauchende Gegner zu verteidigen.
Ihr Stolz: wenn es über ihre Brücke, im wörtlichen Sinne,





zügig rollt. Ihr schönster Lohn für alle Anstrengungen und für vergossenen Schweiß: der freundschaftliche Gruß von Waffenbrüdern, die anerkennend vermerken, daß die polnischen Genossen dem unsicheren nassen Element feste Balken eingezogen haben.

G. B.



Fortsetzung von Seite 69

„Hierher, Boris!" rief der Leutnant.
Der Junge versuchte mit einigen Kraulstößen die rettende Mole zu erreichen, da begann ein Maschinengewehr zu tacken, und um den Kopf des Schwimmers stiegen kleine Fontänen auf. Als der Feuerstoß vorbei war, trieb Boris Olenko leblos der Sewernaja-Bucht zu. Leutnant Smelkin nahm seinen Helm ab. Sein Gesicht war aschgrau, und seine Stimme klang wie zerbrochen, als er sagte: „Genosse Olenko war einer der tapfersten Soldaten, die ich kennengelernt habe..."

●

Nachts gegen zwei Uhr dreißig rettete ein sowjetischer Zerstörer fünf Soldaten der Roten Armee, die in einem alten, voll Wasser geschlagenen Kahn fünfzehn Kilometer westlich der Sewernaja-Bucht auf dem Meer trieben. Zwei Soldaten waren leicht, einer schwer verwundet, zwei unverletzt, aber alle aufs äußerste erschöpft.
Der Sergeant, der die Gruppe führte und einen Armschuß hatte, berichtete dem Kommandanten des Zerstörers:
„... als der Soldat Olenko gefallen war, erfolgte die Detonation. Das U-Boot wurde vollständig auseinandergerissen. Wir zogen uns zum Kopf der Mole zurück, wo uns ein betoniertes Munitionsdepot letzten Schutz bot. Mit unserem Maschinengewehr konnten wir alle Angriffe abwehren. Gegen zweiundzwanzig Uhr dreißig erteilte mir Leutnant Smelkin den Befehl, mit den übrigen vier das Boot zu besteigen und das offene Meer zu erreichen. Er selbst wollte zu unserer Rückendeckung noch bleiben und uns eine Stunde später in einem kleinen Schlauchboot folgen. Bitte lassen Sie nach ihm Ausschau halten, Genosse Kapitän, und verständigen Sie auch die anderen Schiffe."
Der Kommandant des Zerstörers schüttelte den Kopf.
„Was denken Sie sich, Genosse Sergeant? Es ist ein ganz großer Zufall, daß wir Sie in dieser Nacht aufgefischt haben. Wir würden Ihren Leutnant nie finden. Übrigens" – er sah an Sergeant Gordunow vorbei – „kann er gar nicht eine Stunde nach Ihnen aufgebrochen sein. Schon ab 23 Uhr haben die Faschisten ihre schweren Mörser eingesetzt und ihren Sturmbooten den Zugang zur Sewernaja-Bucht erzwungen. Auch Molenkopf und Munitionsdepot existieren nicht mehr."
Sergeant Gordunow hielt den Kopf gesenkt. Er dachte an Boris Olenko, dessen Tod Leutnant Smelkin auf sein Gewissen genommen hatte, um vielen anderen Menschen das Leben zu erhalten. Der Tod des Jungen war für den Leutnant eine offene Rechnung gewesen, die es ihn zu begleichen trieb. Gordunow begriff, warum der Leutnant den Molenkopf nicht verlassen hatte. Er sah ihn bei seinem einsamen Kampf im nächtlichen Dunkel, und er dachte daran, daß er ihn einen Augenblick lang für einen Feigling gehalten hatte.
Den Kopf hebend, sagte er mit leiser Stimme: „Leutnant Smelkin war einer der tapfersten Offiziere, die ich je gesehen habe..."

Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 53 07 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– Mark · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR-701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-Werbung Berlin, 1054 Berlin, Hauptstadt der DDR, Wilhelm-Pieck-Str. 49, Fernruf: 226 27 15, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 11. 5. 1972

Fotos: Uhlenhut (12), S. 5, 50, 53, 56, 57, 58, 59, 62, 63, Rücktitel; Gebauer (5), S. 6, 7; Udowitschenko (1), Titel; Goetjes (2), S. 18, 19; Söllner (1), S. 27; Ender (1), S. 79; Naumann (4), S. 32, 33, 34, 35; Wotin (2), S. 32, 33; MBD/Walzel (1), S. 42; MBD (1), S. 43; ZB (20), S. 43, 46, 47, 72, 73, 74, 75, 76, 80, 81, 83, 84, 85, 86, 87; Archiv (3), S. 43, 60, 61, 81, 83; Moll (1), S. 49; Pawelec (1), S. 48; Bach (1), S. 82; Kronfeld (1), S. 83; Schlage (1), S. 84; Gamski (5), S. 92, 93; DEFA (4), S. 28, 29, 30, 31; Armeefilmstudio (5), S. 4, 5, 6, 7.
Auf dem Rücktitel – die kubanische Sängerin Lourdes Gil.


BRUDER!
SCHWESTER!
Gesundheit!
von
Paul
Klimpke


ARMEE
Rundschau
31 036
LOURDES GIL